

Körperbild im Leistungsbeachsoccer

**Eine sozialpsychologische Untersuchung zum Körperbild von
Beachsoccerspieler/-innen unter Berücksichtigung der Geschlechterrollen**

Autorin: Lena Stucki

Referent: Prof. André Gogoll

Koreferent: Dr. Dominique Fankhauser

Masterarbeit zur Erlangung des Masters in Bewegungs- und Sportwissenschaft,
Departement für Medizin, Universität Freiburg

September 2013

INHALTSVERZEICHNIS

1. ZUSAMMENFASSUNG	4
2. EINLEITUNG	5
2.1. Problemstellung.....	6
2.2. Methoden zur Erfassung des Körperbildes	7
2.3. Studien über das Körperbild bei Frauen und Männern	8
2.4. Fragestellungen und Hypothesen	9
3. SOMATISCHE KULTUR UND SPORT.....	11
3.1. Entwicklungen bezogen auf den menschlichen Körper	11
3.2. Aufwertung des Körpers.....	16
3.3. Warum gibt der Sport den Menschen einen Sinn?	17
3.4. Sport der Moderne - Trendsport.....	19
4. SOMATISCHE KULTUR AUS DER GESCHLECHTERPERSPEKTIVE	21
4.1. Geschlechterstereotypen	21
4.2. Bewegungssozialisation von Frauen und Männer	23
5. KÖRPERBILD	26
5.1. Einflüsse auf das subjektive Körperbild.....	26
5.1.1. Biologische Faktoren des Körperbildes	26
5.1.2. Kulturelle Faktoren des Körperbildes.....	27
5.1.3. Sozialpsychologische Faktoren des Körperbildes	28
6. BEACHSOCCER	32
6.1. Geschichte des internationalen Beachsoccer	32
6.2. Geschichte des Schweizer Beachsoccer	33
7. UNTERSUCHUNG IM LEISTUNGSBEACHSOCCER - METHODE	34
7.1. Beschreibung des Untersuchungsinstruments.....	34
7.1.1. Skalen.....	35
7.1.2. Reliabilität der Skalen	38
7.1.3. Validität des Fragebogens	38
7.2. Untersuchungsdesign.....	38
7.3. Beschreibung der Stichproben	39
7.4. Untersuchungsauswertung.....	40
8. RESULTATE	41
8.1. Resultate zur ersten Fragestellung	41
8.2. Resultate zur ersten und zweiten Hypothese.....	42
8.3. Resultate zur zweiten Fragestellung und dritten Hypothese	43
8.4. Resultate zu den BMI-Werten	43
8.5. Resultate im Vergleich zu anderen Studien	44
9. DISKUSSION.....	45
Persönliche Erklärung.....	51
Urheberrechtserklärung	52
Literaturverzeichnis.....	53
Anhang 1.....	55

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Theoretische Konzepte zum Körpererleben (Strauss & Appelt, 1996, S. 5) ..	7
Tabelle 2: Überblick der vier Skalen des FBeK.....	36
Tabelle 3: FBeK 4 Skalenmodell: Items	37
Tabelle 4: Charakteristika der Stichproben (Mittelwerte)	39
Tabelle 5: Mittelwerte und Standardabweichung der männlichen und weiblichen Beachsoccerspieler/-innen	41
Tabelle 6: Mittelwerte und Standardabweichung der männlichen Nichtsportler und weiblichen Nichtsportlerinnen.....	41
Tabelle 7: Mittelwerte und Standardabweichung beider Stichproben der Frauen und beider Stichproben der Männer.....	42
Tabelle 8: Mittelwerte und Standardabweichung der Leistungssportler und der Nichtleistungssportler	43
Tabelle 9: Mittelwerte und Standardabweichung der Stichproben 2013, 2003 und 1993	44

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Sozialpsychologie des Körpers (G. Steins, 2007, S. 135)	30
--	----

VORWORT

An dieser Stelle möchte ich mich bei meinem Betreuer Dominique Fankhauser für die interessante Zusammenarbeit bedanken. Ein sehr grosser Dank geht an die zwei Nationaltrainer Angelo Schirinzi und Florian Strasser, die es mir ermöglicht haben, die Fragebogen den Spielern und Spielerinnen zu verteilen. Natürlich auch einen Dank an die Männer und Frauen sowie den Spielern und Spielerinnen der Schweizer Beachsoccer-Nationalmannschaften, die den Fragebogen ehrlich beantwortet haben. Zusätzlich bedanke ich mich beim Sportpsychologen Gareth Morgen, der mich bei der Datenauswertung unterstützt hat.

September 2013

Lena Stucki

„Beachsoccerspieler und -spielerinnen begeben sich in die Arena. Sie wollen spielen, das Hier und Jetzt geniessen, spektakuläre Tore schiessen, mit dem Sand und dem Gegner ringen. In diesem ganzen Schauspiel kommt dem Körper eine wichtige Rolle der Selbstdarstellung zu.“ (L. Stucki, 2013)

1. ZUSAMMENFASSUNG

Hintergrund und Ausgangslage: Wie verschiedene Studien über die Geschlechtsunterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers herausfanden, sind Frauen besorgter und zugleich unzufriedener mit ihrem Körper als Männer. Die vorliegende Arbeit aus dem Bereich der sozialpsychologischen Sportwissenschaft befasst sich mit der Wahrnehmung, die Leistungssportler, spezifisch Beachsoccerspieler und -spielerinnen, von ihrem Körper haben. Es fehlen weitgehend gesicherte empirische Daten über die in unserer Gesellschaft verbreiteten körperbezogenen Einstellungen und Vorstellungen, vor allem im Setting des (Trend-)Leistungssports. Mit dieser Arbeit soll einen kleinen Beitrag zur Füllung der Lücke in der Forschung über die Wahrnehmung des Körpers von Leistungssportlern beigetragen werden. *Fragestellungen:* Die folgende Arbeit gibt Antworten auf folgende Fragen: Welche Geschlechtsunterschiede gibt es in der Beurteilung des eigenen Körpers bei Leistungsbeachsoccerspielenden? Gibt es Unterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers zwischen Leistungssportlern und Nichtleistungssportlern? *Methode:* Die erste Stichprobe besteht aus den Beachsoccer-Nationalspielern und -spielerinnen (13 Männer, 24 Frauen; Alter: $M=26.3$), die zweite Stichprobe aus zufällig ausgewählten Frauen und Männern (17 Männer, 23 Frauen; Alter: $M=30.8$). Das verwendete Instrument ist der *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers* (FBeK) von Strauß, B. & Richter-Appelt, H. (1996). Es werden die Mittelwerte der vier Skalen zur Körperwahrnehmung berechnet. Anschliessend werden die Unterschiede auf ihre Signifikanz anhand von einfachen t-Tests berechnet. *Resultate:* Leistungssportler sind zufriedener mit ihrem Körper als Leistungssportlerinnen ($p=0.04$), empfinden aber ein grösseres körperlich-sexuelles Missempfinden als Leistungssportlerinnen ($p=0.03$). Die Leistungssportlerinnen sind signifikant unsicherer und besorgter um ihren Körper als Leistungssportler ($p=0.04$). In der Akzentuierung des Erscheinungsbildes ist kein Unterschied feststellbar. Es sind keine signifikanten Differenzen in der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper zwischen Leistungsbeachsoccerspieler/-innen und Nicht-Leistungsbeachsoccerspielenden festzustellen. *Diskussion und Konklusion:* Unter Berücksichtigung aller Resultate kann man zusammenfassend sagen, dass die Wahrnehmung des eigenen Körpers ein Geschlechtsunterschied und kein „Leistungs- / Nichtleistungssportunterschied“ darstellt.

2. EINLEITUNG

Die vorliegende Arbeit aus dem Bereich der sozialpsychologischen Sportwissenschaft befasst sich mit dem Verhältnis, das Leistungssportler, spezifisch Beachsoccerspieler und -spielerinnen, zu ihrem Körper haben. In Handlungsvollzügen, also im Alltag, spielt unsere körperliche Dimension eine bedeutende Rolle. Der Körper ist ein zentrales Handlungsinstrument. Da Sport eine soziale Praxis ist, in deren Mittelpunkt der Körper und die körperliche Leistungssteigerung steht, liegt eine Untersuchung und ein Erklärungsversuch, der von Menschen und Gesellschaft geschaffenen Geschlechtsdifferenzierungen und Einflüsse auf die somatische Kultur im Kontext des „Sportkörpers“ besonders nahe. Für diese Arbeit ist eine interdisziplinäre Sicht auf den menschlichen Körper und der somatischen Kultur unumgänglich, denn jede Disziplin, ob Biologie, Medizin, Psychologie, Soziologie oder Anthropologie, haben zum Teil unterschiedliche, aber oft auch zusammenhängende Auffassungen zum menschlichen Körper und dessen Beurteilung. Die Frage nach der Beurteilung seines Körperbildes wird aus verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet, doch vor allem aus dem psychosozialen Blickwinkel. Die eminente Bedeutung des Körperlichen steht im Sport ausser Frage. Doch wie beurteilen Sportler und Sportlerinnen in einer neuen Beach-Trendsportart ihren eigenen Körper? Diese Frage wird anhand eines quantitativen Fragebogens zur Beurteilung des eigenen Körpers (FBcK) untersucht. Ausgehend von den theoretischen Einbettungen des Körperbildes, der somatischen Kultur und der Geschlechterrollen, ist das Ziel dieser Arbeit die geschlechtlichen Unterschiede zum Körperbild von Leistungsbeachsoccerspielenden, auch im Vergleich zu Nichtleistungssportlern, zu objektivieren und zu untersuchen.

In der Körpersoziologie hat sich die Unterscheidung von Leib und Körper etabliert. Mit dem Körperbegriff ist gemeint, dass wir in der Lage sind, eine äusserliche Haltung zu unserem Körper einzunehmen, die zum Beispiel reflexiv, also von aussen wahrnehmbar, oder instrumentell sein kann. Mit unserem Körper können wir etwas machen, ihn formen oder manipulieren. Und doch ist unser Körper kein Gegenstand wie eine Sporttasche oder eine Lampe. Denn zu dem, was im Alltag undifferenziert Körper genannt wird, gehört eine leibliche Dimension. Wir *haben* demnach nicht nur einen Körper, über den wir verfügen, sondern *sind* zugleich auch ein Leib, über den wir eben nicht verfügen. Der Leib ist

radikal subjektiv, denn jeder Mensch „fühlt am eigenen Leib“ individuell und er kann das als solches anderen Menschen nicht, oder nur schwer, mitteilen. Es bleibt eine Dimension des inneren Erlebens. Obwohl man Körper und Leib analytisch differenzieren kann, bleiben beide Dimensionen faktisch miteinander verbunden. Weil das leibliche Spüren, wie auch das körperliche Handeln, von Sozialisationsprozessen geprägt wird, wie etwa die Bewertungen schön, gesund, schmerzhaft, fair, krank, usw. (vgl. Villa, 2007). In der Psychologie und der sozialwissenschaftlichen Forschung ist „Körper“ ein verbreiteter Begriff. Theologisch und philosophisch bleibt es treffender, von der Leiblichkeit als Aspekt menschlicher Existenz zu sprechen. In dieser Arbeit werden die körpersoziologischen Begriffe „Körper“ und „Körperbild“ verwendet. Die Soziologie des Körpers wird ihrem Untersuchungsgegenstand nur dann wirklich gerecht, wenn sie den Körper als Zweiheit versteht – als eine untrennbare Einheit von Körperlichkeit und leiblichen Erfahrungen.

2.1. Problemstellung

Trotz der enormen Aufmerksamkeit, die dem Sport geschenkt wird, erlebte die Sportsoziologie, und insbesondere die „Soziologie des Körpers“, ihren Durchbruch als wissenschaftliche Subdisziplin von Soziologie und Sportwissenschaft erst in den 1960er Jahre (vgl. Bette, 2011). In den letzten Jahrzehnten wurden verschiedene Aspekte des Körpererlebens wieder zum Gegenstand empirischer Forschung. Ziele solcher empirischer Studien sind meist die Objektivierung der subjektiven Körperwahrnehmung. Die vorhandenen deutschsprachigen Studien in diesem Forschungsbereich sind meistens mit klinischen (Anorektikerinnen, Bulimikerinnen, Opfer sexueller Misshandlungen oder Personen mit Persönlichkeitsstörungen) Stichproben durchgeführt worden. Es werden hauptsächlich psychosoziale und kulturelle Aspekte berücksichtigt, denn das Körperbild ist persönlichkeitspsychologisch orientiert und wird massgebend von der umgebenden Kultur beeinflusst. Die Definition innerhalb der Psychologie: „Der Körper kann einerseits Objekt der Betrachtung sein (den Körper, den ich habe...), aber auch Subjekt der Erfahrung (der Leib, der ich bin)“, entspricht am genauesten dem Forschungsfeld dieser Arbeit. Denn Selbsterleben und Körpererleben sind oftmals eins. Das gesamte Verhältnis, das ein Mensch zu seinem Körper hat – mit allen positiven und negativen Aspekten –, spiegelt sich in seinem Körperkonzept wider, welches ein wichtiger Aspekt des Selbstkonzeptes ist. Zu den

Geschlechterrollen und der "gender-Frage" gibt es eine grosse Anzahl soziologischer Untersuchungen, auch im Setting des Sports. Es fehlen jedoch weitgehend gesicherte empirische Daten über die in unserer Gesellschaft verbreiteten körperbezogenen Einstellungen und Vorstellungen. Folglich fehlen auch empirische Studien, die das Körperbild spezifisch im Leistungssport, und vor allem in einer Trendsportart, untersuchen. Laut Gugutzer (2004) sind Trendsportarten ein sehr sensibles „Messgerät“ für den gesamtgesellschaftlichen Wandel und ein Spiegelbild des aktuellen gesellschaftlich-kulturellen Zustandes. Trendsportarten drücken ein aktuelles Verhältnis von Körper, Selbst und Gesellschaft aus. Dadurch bietet Beachsoccer einen prädestinierten Untersuchungsgegenstand für die Soziologie des Körpers an. Mit dieser Arbeit soll einen kleinen Beitrag zur Füllung der Lücke in der Forschung über die Wahrnehmung des Körpers von Leistungssportlern beigetragen werden.

2.2. Methoden zur Erfassung des Körperbildes

Laut Strauss & Richter-Appelt (1996) sind Fragebogenmethoden zur Erfassung des Körperbildes zahlreich vorhanden und einige der Fragebögen aus dem angloamerikanischen Raum sind in die deutsche Sprache übertragen worden. Doch die einzelnen Konzepte der Theorie des Körpererlebens sind meistens unscharf. Tabelle 1 gibt eine Systematik dieser Konzepte wieder.

Tabelle 1: Theoretische Konzepte zum Körpererleben (aus Strauss & Appelt, 1996, S. 5)

A. KÖRPERSHEMA	Wahrnehmungspsychologischer Ansatz Repräsentanz der Teile und Grenzen des Körpers in der Wahrnehmung einer Person
B. KÖRPERBILD	Persönlichkeitspsychologischer Ansatz
a) Körperbewusstsein (body awareness)	Bewusste, verbale Repräsentation einzelner Körpermerkmale
b) Körperbegrenzung (body boundary)	Erleben der Körpergrenzen
c) Körperkathexis (body cathexis)	Grad der Befriedigung mit dem Körper und einzelnen Körperteilen
d) Körpererleben (body experience)	Bewusste Erfahrung und Beurteilung des Körpers als Ganzes

In dieser Arbeit befindet man sich im Bereich der Subkategorie „Körpererleben“ des Körperbildes, mit persönlichkeitspsychologischem Ansatz .

2.3. Studien über das Körperbild bei Frauen und Männern

Wie verschiedene Studien (Hartmann et al., 2006; Mrazek, 1983; Strauss & Appelt, 1983; Daszkowski, 2003) über die Geschlechtsunterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers herausfanden, sind Frauen besorgter und zugleich unzufriedener mit ihrem Körper als Männer und sie schätzen ihre physischen Fähigkeiten niedriger ein als Männer. Mrazek (1983) hat hingegen in seiner Vier-Dimensionen-Untersuchung anhand des Fragebogens zur *Körper- und Selbstzufriedenheit* (KSZ), nur in zwei Dimensionen Geschlechtsunterschiede festgestellt. Die Frauen (3.98) sind mit sich selbst zufriedener als die Männer (3.72; $p < .01$), dafür sind die Männer (3.74) zufriedener mit ihrem Körperbau als die Frauen (3.40; $p < .001$). Bei der Zufriedenheit mit der Gesundheit/Fitness und dem manipulierbaren Aussehen bestehen keine signifikanten Differenzen. Weiter stellt Mrazek die These auf, dass Frauen über differenziertere Einstellungen bezüglich ihres Körpers (und Selbst) verfügen als Männer. Dies Aufgrund der breiteren Streuung und des inhaltlichen Spektrums der Frauen in den extremen Items. Vor 30 Jahren, in den ersten Analysestichproben des auch hier verwendeten *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers* (FBeK) fanden Strauss & Appelt (1983) signifikante Geschlechtsunterschiede. In den Skalen „Akzentuierung des Erscheinungsbildes“ ($m=8.24$ vs. $m=7.08$) und „Unsicherheit / Besorgnis“ ($m=5.46$ vs. $m=5.07$) wiesen die Frauen höhere Werte auf als die Männer. Was so viel heisst, dass die Frauen ihrem Körper mehr Aufmerksamkeit schenken und besorgter um ihren Körper sind als die Männer. In der Skala „Attraktivität / Selbstvertrauen“ waren hingegen keine Geschlechtsunterschiede feststellbar, beide Geschlechter waren mit ihrem Körper gleich zufrieden. Daszkowski weist darauf hin, dass „etliche Studien auf die Existenz von Unterschieden zwischen Frauen und Männern in der Bedeutung einzelner Körperpartien hin deuten. Während für Männer körperliche Selbstachtung generell mit physischer Kraft und Kondition in Verbindung steht, ist für Frauen eher sexuelle Attraktivität und das Körpergewicht wesentlich“ (Daszkowski, 2003, S. 33). Eine Studie von Miller & Levy im Jahr 1996 (zitiert nach Daszkowski, 2003, S. 40) kam zum Ergebnis, dass Sportlerinnen sowohl ein positiveres Körperbild als auch eine maskulinere Geschlechterrolle verinnerlicht

haben als Frauen, die keinen Sport treiben. Es muss jedoch kritisch berücksichtigt werden, dass in diversen erwähnten Studien zum Teil unterschiedliche Messinstrumente benutzt wurden sowie divergierende Fragestellungen und Antwortoptionen angewendet wurden. Zusätzlich sind die meisten Studien nicht aus der Perspektive der Geschlechterforschung oder der Leistungssportforschung entstanden. Dies erschwert einen direkten Vergleich der einzelnen Studien.

2.4. Fragestellungen und Hypothesen

Es scheint allgegenwärtig zu sein, dass Frauen ihren Körper negativer beurteilen als Männer. Nun soll untersucht werden, ob dies auch auf Sportlerinnen auf hohem Niveau zutrifft.

Die konkreten Fragestellungen lauten:

1. Welche Geschlechtsunterschiede gibt es in der Beurteilung des eigenen Körpers bei Leistungsbeachsoccerspielenden?
2. Gibt es Unterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers zwischen Leistungssportlern und Nichtleistungssportlern?

Obwohl eine Annäherung der Geschlechter erwartet wird und die untersuchten jungen Erwachsenen wahrscheinlich bereits ein stabiles Körperbild etabliert haben, sind folgende drei Hypothesen entstanden:

1. Frauen, Leistungssportlerinnen und Nichtleistungssportlerinnen, beurteilen ihren Körper negativer als Männer, Leistungssportler und Nichtleistungssportler.
2. Beide Frauenstichproben schenken ihrem Körper mehr Aufmerksamkeit als beide Stichproben der Männer.
3. Beide Geschlechter der Leistungssportler sind mit ihrem Körperbild tendenziell zufriedener als Nichtleistungssportler.

Damit die genannte Problemstellung und die Untersuchungsfragen unter allen nötigen Blickwinkeln beleuchtet werden können, muss zuerst ein theoretisches Konstrukt über das Körperbild und dessen Einflüsse erarbeitet werden. Als Erstes wird die somatische Kultur im Setting des Sports beleuchtet, unter dem

Aspekt des Trendsports und der gesellschaftlichen Entwicklungen. Es wird die moderne Aufwertung des Körpers beleuchtet und die Frage, warum der Sport den Menschen einen Sinn geben kann, beantwortet. Im zweiten theoretischen Teil folgt eine Darlegung der Geschlechterrollen, der unterschiedlichen Bewegungssozialisation der Geschlechter und sportlichen Entwicklungen aus der Geschlechterperspektive. Drittens wird der Begriff Körperbild erklärt und verschiedene Einflüsse auf die Wahrnehmung des subjektiven Körperbildes genannt. Zum Schluss werden Fakten über die Sportart Beachsoccer aus internationaler und nationaler Sicht aufgezeigt. Diese theoretischen Abhandlungen kommen in der Interpretation der Resultate zum Tragen und werden für Erklärungsversuche der Resultate miteinbezogen.

3. SOMATISCHE KULTUR UND SPORT

Der Begriff „Somatische Kultur“ bezeichnet die symbolischen und praktischen Verhaltensmuster, Wert- und Normsysteme, die auf den menschlichen Körper bezogen sind. Die moderne Gesellschaft hat sich zu einer Sportgesellschaft entwickelt. So suchen Millionen regelmässig die Räume des Sports auf, um entweder aktiv Sport zu treiben oder aber auch, um sich als Zuschauer in Erregungs- und Spannungszustände versetzen zu lassen. Neben den Erlebnisangeboten, die der Sport mit seinen zahlreichen Events zuschauenden Massen unterbreitet, greifen breite Bevölkerungsschichten tagtäglich auf die Gesundheits-, Geselligkeits-, Spass- und Abenteuerofferten des Sports zurück. Ein sportlicher Körper signalisiert Präsenz, Leistungsbereitschaft und Beanspruchbarkeit. Provokativ kann gesagt werden, dass der moderne Mensch nicht mehr grundlos Sport treibt, sondern um sich selbst zu formen und zu modellieren, gezielt auf der Grundlage sportiver Körper- und Personenideale. „Dass sportliche Betätigung dazu beitragen kann, schlank zu bleiben (oder zu werden) und eine attraktive Körperform zu behalten (oder zu bekommen), wird nun von vielen Mitmenschen als Ziel sportlicher Betätigung gesehen: Sport wird dann nicht gemacht, weil es Spass macht, der Gesundheit oder der Fitness dient, sondern weil er hilft, schön zu werden (oder zu bleiben)“ (Müller-Koch, 2007, S. 47). Die grossen Veränderungen in der Wahrnehmung und Verwendung des Körpers machen deutlich, dass der Körper nicht nur ein biologisches, sondern auch ein soziales Phänomen ist. Diese sozialen Aspekte werden in den folgenden Kapiteln beschrieben.

3.1. Entwicklungen bezogen auf den menschlichen Körper

Für die starke Aufmerksamkeit, die dem Körper in der heutigen Sportgesellschaft zukommt, spielen gesellschaftlich-kulturelle Entwicklungen eine grosse Rolle. Robert Gugutzer (2004) beschreibt zwölf Punkte, warum der menschliche Körper im Allgemeinen und auch in der soziologischen Forschung in den vergangenen drei Jahrzehnten immer mehr in den Mittelpunkt gesellschaftlicher und individueller Aufmerksamkeit rückte. Obwohl einschränkend anzumerken ist, dass die meisten dieser Veränderungen vorrangig in Gesellschaften des westlichen Kulturkreises zu beobachten waren bzw. sind. Dies widerspiegelt aber genau die Kulturen in denen es eine Sportgesellschaft mit dem entsprechenden (westlichen) Körperkult gibt. Die zwölf, von Gugutzer beschriebenen

Punkte sind zutreffend und umfassend, aus diesem Grund hat sich die Autorin für die Erklärung der Entstehung der heutigen westlichen Sportgesellschaften für diese Theorie entschieden. Es werden jedoch nur die zehn somatisch relevanten Punkte aufgeführt.

1) Die postmoderne Gesellschaft

Der Übergang von der Industriegesellschaft zur postmodernen Gesellschaft hat im Berufsleben vieler Personen eine Verlagerung von körperlicher Arbeit zu vermehrter Kopfarbeit mit sich gebracht. Die körperliche Beanspruchung im Beruf ging zurück, der moderne Mensch lebt und arbeitet in einer sitzenden und intellektuellen Welt. Im Gegenzug hat sich der Bereich der Freizeit deutlich ausgeweitet, wie auch an Bedeutung gewonnen.

2) Konsumkultur

Aufgrund des gestiegenen Wohlstandes und der Ausweitung des Freizeitbereichs, leben wir in einer Konsumkultur. In dieser Konsumkultur kriegt der Körper eine enorme Aufmerksamkeit, der eigene Körper ist für immer mehr Menschen zum bevorzugten Mittel der Selbstdarstellung und Selbstinszenierung geworden.

3) Massenmedien

In der beschriebenen Konsumkultur spielen die Massenmedien eine wichtige Rolle. Durch Fernseher, Werbung, Plakate, usw. wird vor allem der erotische und makellose Körper an die Konsumenten getragen.

4) Popkultur

In engem Zusammenhang mit der Konsumkultur und den Massenmedien steht die Aufwertung der Popkultur. In der heutigen Zeit werden Personen und Phänomene von der Gesellschaft regelrecht in den Himmel gejubelt. Diese Popkultur hat ihren Ursprung, wie es der Name schon sagt, in der Popwelt, wo Popstars und Bands zu Idolen und sozial anerkannt wurden. In der Sportwelt ist dieses Phänomen auch besonders stark ausgeprägt, obwohl der Sport lange nicht als Kultur anerkannt wurde. Doch Heute ist der Sport als popkulturelles gesellschaftliches Phänomen sozial legitimiert, was daran erkennbar ist, dass der Sport ein beliebtes Gesprächsthema in allen Bildungsschichten ist. Darüber

hinaus ist der Sport ein stark florierendes soziales Teilsystem, wofür am deutlichsten der Boom von Trendsportarten spricht.

5) Wertewandel

Die bisher genannten Entwicklungen sind in einem umfassenden kulturellen Wertewandel eingebettet. Dieser Wandel zeigt sich in einer Verlagerung von Pflicht- und Gehorsamswerten zu Werten wie Autonomie und Selbstverwirklichung, von Disziplin- und Opferbereitschaft zu hedonistischen Werten, von materiellen (Einkommen) zu immateriellen (Spass) Werten.

6) Individualisierungsprozess

Der oben beschriebene Wertewandel beeinflusst, wird aber selbst davon geprägt, den gesellschaftlichen Individualisierungsprozess. Alte sinnstiftende Institutionen und dergleichen verlieren mehr und mehr an Bedeutung, jede Person sucht sich in seinem Leben seinen eigenen sinngebenden Inhalt. Der Sport kann eine sehr starke kompensatorische Rolle übernehmen.

7) Altern der Bevölkerung

Das in der postindustriellen Gesellschaft die Menschen immer älter werden, ist eine weitere Entwicklung, die zur verstärkten Thematisierung des Körpers beigetragen hat. Die Körper älterer und alter Menschen haben andere Bedürfnisse und Krankheiten als die jüngeren Menschen. Verschiedene ökonomische, medizinische, Schönheits- oder Freizeiteinrichtungen haben darauf reagiert und werden auch in Zukunft darauf reagieren.

8) Zivilisationskrankheiten

Die Lebensumstände in postindustriellen Gesellschaften bringen bestimmte körperliche, seelische und psychosomatische Krankheiten fast zwangsläufig mit sich. Die Zunahme solcher und ähnlicher Krankheiten, wie zum Beispiel Depressionen, Hypochondrie oder Essstörungen, hat ein verstärktes Interesse am Thema Gesundheit mit sich gebracht, was gesundheits- und sozialpolitische Folgen hat. Auf die Gesundheit zu achten mit Hilfe von Bewegung, Wellness, Sport, Ernährung und Fitness scheint inzwischen gar zu einem kategorischen Imperativ geworden zu sein.

9) Reproduktions- und Biotechnologie

Die rasant wachsenden Technologien spielen eine wichtige Rolle dafür, dass die öffentliche Aufmerksamkeit dem Körper gegenüber zugenommen hat. Künstliche Befruchtung, Stammzellentherapie, Organtransplantation, Klonen, Doping oder die plastische Chirurgie, um nur einige zu nennen, haben intensive und kontrovers geführte Diskussionen über die technische Verfügbarkeit des menschlichen Körpers entfacht.

10) Reflexives Identitätsprojekt

Die neun genannten Entwicklungen führen dazu, dass der Körper zu einem reflexiven Identitätsprojekt geworden ist. Der zeitliche und materielle Wohlstand erlaubt es vielen Menschen, ihren Körper als bewusst gestalt- und machbares Projekt zu behandeln. Die technischen Möglichkeiten, wie auch der gesellschaftliche Anspruch, sind vorhanden bzw. spürbar.

Auch die Sportwissenschaftlerin Gabriele Klein (2008) veranschaulicht sehr präzise die gesellschaftliche Aufwertung des (Sport-)Körpers. In den 1970er Jahre erfährt der menschliche Körper radikale soziale, ökonomische und technologische Umwälzungen, die zu einer gesellschaftlichen Aufwertung des Körpers führten. Mit der Medialisierung der Kommunikation und der Globalisierung der Wirtschaft wird in der postmodernen Gesellschaft der Körper innerhalb des Arbeitmetiers zunehmen unwichtig. Die Arbeit in der modernen Gesellschaft verlangt nicht mehr primär physische Kraft, sondern einen hohen Einsatz von mentaler Arbeitsleistung. Das führt zu einem Körperdiskurs, der stark von den präsenten Fitness-, Gesundheits- und Schönheitsratgebern geprägt wird, der einen regelrechten Zwang zur Kompensation fordert. Dieser Zwang zum Ausgleich fördert eine immer noch expandierende Körperindustrie, deren Angebotspalette nahezu unendlich ist. Hinzu kommen Überwindungen von religiöser und traditionell begründeten Welt- und Selbstbilder, die diese Selbstgestaltungsprozesse einzelner Personen gefördert haben. Die Mediengesellschaft produziert einen Körper, dessen Physis vor allem zur öffentlichen Inszenierung und sozialen Positionierung der Person dient und dessen Äusseres entsprechend gepflegt und gestylt werden muss. Vorbild ist der Sportkörper. Er ist ein makelloser Körper, den man manipulieren kann und auch soll. Der Körper ist zur Visitenkarte des

Subjekts geworden, er ist das Instrument, das Produkt und zugleich der Produzent von Selbstinszenierungen. Er ist aber auch Repräsentant des sozialen Status einer Person. Diese Selbstgestaltungsprozesse hängen aber von den Möglichkeiten ab, die eine Person hat. Ohne Geld, Zeit, Macht und Bildung kann man sich selbst nicht gestalten und somit nicht den sozialen Status repräsentieren, den man gerne würde. Dies zeigt sich auch in der Untersuchung „Sport Schweiz 2008“ von Lamprecht & Stamm (2008), die Ergebnisse zur sportlichen Aktivität der Schweizer Bevölkerung in Bezug zu sozialen Unterschieden zeigen: Je höher das Bildungsniveau, die berufliche Stellung und das Einkommen, desto höher die sportliche Aktivität.

Der Trendsportforscher Christian Wopp (2006, S. 158) unterscheidet vier grosse Entwicklungsstränge, welche sich gegenwärtig am menschlichen Körper und in dessen Beurteilung abzeichnen:

- Das zunehmende **Eindringen**, insbesondere mithilfe neuer Technologien, in den Körper
- Die zunehmende **Unzufriedenheit** mit der eigenen Körperform
- Die **Aufwertung** des Körpers, insbesondere in der Freizeit und im Sport
- Das **Verschwinden** des Körpers vor allem aus beruflichen und alltäglichen Handlungen

Diese Entwicklungsstränge zeigen, dass es eine Paradoxie der heutigen Gesellschaft zu sein scheint, dass der Körper zugleich verdrängt und aufgewertet wird. Bereits vor 25 Jahren hat der Soziologe Jürgen Baur (1988) zeitgeschichtliche Trends zum Körperbild, dem Sport und den Sportaktivitäten von Männern und Frauen scharfsinnig, und wie sich heute zeigt, wahrheitsgetreu beobachtet: „Ein neues Gesundheitsbewusstsein scheint sich auszubreiten: Fitness und Wohlbefinden werden zu „Gegenformeln“ gegen den alltäglichen Stress; eine „Wiederkehr des Körpers“ wird registriert; Bewegungs- und Sportaktivitäten verbreiten sich und werden zu Elementen der alltäglichen Freizeitkultur; Mädchen und Frauen beteiligen sich zunehmend an der nicht vereinsorganisierten Bewegungskultur und sie dringen vermehrt in die zunächst für Jungen und Männer reservierte (Sport-)Bereiche ein.“ (S. 158). Spielen diese sozialen Entwicklungen tatsächlich eine Rolle auf die subjektive Beurteilung des Körpers der heutigen Menschen und Sportler?

3.2. Aufwertung des Körpers

Mehrere Autoren (Wopp, 2006; Bette, 2004; Villa, 2007; Klein, 2008) führen die Aufwertung des Körpers auf Prozesse der Individualisierung, Entritualisierung und Enttraditionalisierung zurück, die dazu beigetragen haben, nach der historisch überwundenen Phase der Tabuisierung des Körpers diesen gegenwärtig bewusst zur Schau zu stellen. „Wenn in vielen Bereichen die Körperlichkeit unbedeutend geworden ist, werden sich die Menschen aufgrund der Gebundenheit an ihren Körper Felder zum Erleben, zur Pflege und zur Entfaltung ihres Körpers suchen“ (Wopp, 2006, S. 160). Es ist auch beobachtbar, dass die Sportkleidung modischer und alltäglicher geworden ist. Mit Hilfe sportlicher Kleidung ist es sogar möglich, Sportlichkeit zu signalisieren, ohne tatsächlich sportlich zu sein. Karl-Heinrich Bette schreibt über die zentrale Rolle des Körpers in der postmodernen Gesellschaft nachstehendes: „In einer Zeit, in der die Erfahrung des Flüchtigen und Unvollendeten das Bewusstsein vieler Menschen bestimmt, wird der Körper zu einem festen Kristallisationspunkt für Selbstverwirklichung und allgemeine Lebensbejahung“ (Bette, 1993, S. 39). Die Werte Gesundheit, Wohlbefinden, Spass, Schönheit, Schlankheit und Jugendlichkeit erfahren in der heutigen Sportgesellschaft eine enorme Nachfrage. Sie sickern in Motivstrukturen ein und bestimmen die Lifestyle-Gestaltung breiter Massen. Der funktionstüchtige, fit getrimmte, jugendlich gestylte und sportive Körper wird zu einem Statussymbol, zu einer Projektionswand für die Darstellung von Unvergleichlichkeit und Individualität. „Es scheint, als ob die Menschen ihre Körper nicht trainieren, um später direkt verwertbare Arbeitsvollzüge oder Bewegungsabläufe besser absolvieren können. Es geht vielmehr um die Partizipation am Gesundheits- und Leistungsversprechen des Sports, die am Körper vorzeigbar sind“ (Bette, 1993, S. 41). Natürlich ist der Mensch nicht nur Körper. Aber die Physis ist das Konstante in den verschiedenen Lebensrollen. Der Körper ist schliesslich jene Grösse, die permanent vorhanden ist, auch wenn der Mensch seine Rollen wechselt. Auch Wopp (2006) führt die Zentrierung auf den eigenen Körper auf den Verlust der Konkretheit, Unmittelbarkeit und Körperlichkeit im Alltag zurück. Dieser Verlust wird der Idealisierung des jugendlichen, vitalen Körpers gegenübergestellt und zeigt sich auch im Feld der immer wachsenden Sportpraktiken wieder.

3.3. Warum gibt der Sport den Menschen einen Sinn?

Dietrich Kunz erklärt, warum bei Menschen durch körperlich betonte Situationen die Sinnerfahrung bestärkt werden kann, folgendermassen:

„In körperbetonten Situationen gibt es deutlichere, verlässlichere Rückmeldungen, auf denen sich eine subjektive Gewissheit aufbauen lässt, dass Sinn hat, was man tut. Der Körper kann daran auf unterschiedliche Weise beteiligt sein. Analytisch lassen sich unter anderem diese Aspekte unterscheiden: 1) Schon im Verlauf bestimmter Tätigkeiten lässt sich ein Gespür dafür gewinnen, ob richtig ist, was wir tun. 2) Es liegt daher besonders nahe, Tätigkeiten, die auf solche Art körperlich sind, als Leistungen zu beurteilen. 3) Auch von aussen wahrgenommen, können Tätigkeiten in ihrer körperlichen Repräsentation schon während des Verlaufs unmittelbar überzeugen. 4) Die Gewissheit, etwas Richtiges zu tun, wird auch durch begleitete und nachfolgende angenehme Körperempfindungen unterstützt. 5) Die Sinnerfahrung gemeinsamen Tuns kann durch körperliche Interaktion verstärkt werden und 6) am Körper kann die Tätigkeit Spuren hinterlassen, die als wertvoll geschätzt werden“ (Kunz, 2000, S. 192).

Dass in der westlichen postmodernen Gesellschaft der Sport die Freizeitaktivität mit der grössten Verbreitung ist, hat laut Kunz mit solchen (Sinn-)Erfahrungen zu tun. Auch Bette (1993) hat sich mit der Sinnsuche im Sport beschäftigt und er begründet die sinnstiftende Wirkung wie folgt: „Weil der Körper oder die Situation verlässliche Rückmeldungen geben und es lässt sich eine subjektive Gewissheit aufbauen, dass das was man tut, Sinn hat. Es lassen sich Achtungserfolge verbuchen und Vertrauensbeweise in die eigene Handlungsfähigkeit erwirtschaften. Der einzelne kann in Auseinandersetzung mit seiner physischen Umwelt noch das Bild gewinnen, dass produktive Eigenleistungen sich auszahlen. Er ist der Fixpunkt, an dem das Bewusstsein seine eigene Identität gewinnt“ (S. 39). Nach ihm lassen sich im Sport aktiv Erfahrungen und Authentizitätsgefühle über das Körpermedium sammeln und Ich-Stabilität gewinnen. Nimmt man die Selbstbeschreibung von Sportlern ernst, versuchen individualisierte Akteure auf diese Weise, dem drohenden Prozess der psychischen Selbstauflösung vorzubeugen. Der Sport bringt Ruhe in die Hektik oder Aufregung in die Langeweile. Sportler nutzen die unaufhebbare Gleichzeitigkeit von Bewusstsein und Körper für Akte der Selbstthematisierung. Sport, Tanz und andere Körpervollzüge sind Umwege, über die das Bewusstsein zu sich selbst zu kommen trachtet. Dadurch bekommt der Körper die Aufgabe, Authentizitäts-

und Wahrhaftigkeitsgefühle zu produzieren. Wo von sozialen Institutionen viele Erwartungen gleichzeitig an den Einzelnen herangetragen werden, verkommt in der Regel das genussvolle Verweilen im Augenblick. Der Körper repräsentiert hingegen genau diese knappe Ressource, nämlich unmittelbare Gegenwart, die sowohl für rauschhafte Erlebnisse im Hier und Jetzt als auch für Investitionen in zukünftige Gegenwarten genutzt werden kann. Natürlich muss berücksichtigt werden, dass sich im Laufe eines Lebens, einer gesellschaftlichen Entwicklung oder aus anderen Einflüssen diese sinnstiftende Bedeutung abnehmen kann oder es können andere Quellen des Sinns an Bedeutung gewinnen. Viele Autoren lassen ausserdem ausser Acht, dass es Menschen gibt, die nie den Sinn im körperlichen Handeln oder in sportlichen Tätigkeiten suchen bzw. finden. In der heutigen westlichen Gesellschaft gibt es sehr viele Lebensbereiche, die eine sinnstiftende Rolle im Leben eines Menschen übernehmen können. Diese Tatsache stellt keinen Widerspruch zu der Aussage, dass die postmoderne westliche Gesellschaft eine Sportgesellschaft ist. Doch es wird unisono erkannt, dass wir alle dazu neigen, in Lebensphasen verstärkter Sinnsuche oder Unsicherheit, uns an den Körper zu halten. Christian Wopp betrachtet die Sinnggebung des sportlichen Handels aus Sicht der Motivation. „Individuen versuchen, ihren Handlungen Sinn zu geben, indem sie bemüht sind, ein Leben in ihrem Sinne zu führen. Die Formen der Orientierung bewegen sich zwischen den Polen der Orientierung des Individuums an sich selbst und der Orientierung an der sozialen Ordnung. Sinnrichtungen sportlichen Handelns sind u.a. Leistung, Gesundheit, Fitness, Körpererfahrung, Entspannung, Erholung, Abenteuer, Risiko, Geschwindigkeit, Gleichgewicht, Expressivität, Ausdruck, Gestaltung und Gemeinschaft“ (Wopp, 2006, S. 180). Wenn man Menschen fragt, warum sie Sport treiben, ist eine der meistgenannten Antworten: „Ich brauche das - mein Körper braucht das“. Meines Erachtens ist das die einfachste, aber plausibelste Beantwortung auf die Frage, warum der Sport den Menschen einen Sinn gibt.

3.4. Sport der Moderne - Trendsport

Beachsoccer gilt als eine Trendsportart, die sich in den letzten Jahren mehr oder weniger etabliert hat. Laut Gugutzer (2004) „unterscheiden sich Trendsportarten, verkürzt gesagt, von traditionellen Sportarten zuallererst durch ihre postmodernen körper- und bewegungskulturellen Praktiken sowie durch die damit verbundenen Erlebnisweisen und Formen der Selbstthematisierung (S. 220)“. Doch was sind postmoderne körper- und bewegungskulturelle Praktiken? Das augenfälligste Merkmal beim Beachsoccer sind die ungewohnten bis spektakulären Bewegungsformen. Die Sportart wurde vom Rasen auf den Sand transferiert, von elf Spielern auf fünf Spieler pro Mannschaft reduziert und die Wettkämpfe gleichen einem Event mit Rahmenprogramm, Musik und Tänzerinnen. Diese Faktoren entsprechen der heutigen Sportgesellschaft und ihren Werten. Der Sieg/Niederlage-Code und weitere Werte des traditionellen Sporttreibens bleiben aber bestehen. Bei vielen anderen Trendsportarten wurde der Sieg/Niederlage-Gedanke durch einen Motivationscode abgelöst. Demzufolge ist die eindeutige Einteilung der Sportart Beachsoccer in eine konkrete Sportbewegung schwierig. Sucht ein Beachsoccerspieler Individualität und Freiheit oder Gemeinschaftssinn und Mannschaftsregeln? Die Bewegungen haben im Beachsoccer zwei grundlegende Ziele, nämlich Tore zu schießen und das Toreschießen der Gegner zu verhindern. Bei anderen Trendsportarten, wie zum Beispiel Freeclimbing, Snowboarding oder Kitesurfing, stellt die Bewegung zum Teil einen Selbstzweck dar, die ästhetische und affektive Erfahrung im Tun ist primärer Bewegungsgrund. Trotzdem kann gesagt werden, dass die Bewegungsfreiheit im Beachsoccer grösser ist als im Fussball und die Akteure und Akteurinnen müssen grosse technische Fähigkeiten aufweisen, um den Ball in der Luft oder im Sand zu beherrschen. „Der Sand ist nicht nur Symbol für ein Lebensgefühl, das um Sommer, Sonne, Meer, Urlaub und Freiheit kreist, sondern Medium für ein konkretes sinnliches Gesamterlebnis, welches zu einer leiblichen Interaktion mit dem Element führt“ (Bette, 2004, S. 233). Dies führt alles dazu, dass der Sport zu einem Lebensstil wird, wo der Körper entsprechend genutzt wird, um sich in Szene zu setzen, Anerkennung vom Publikum zu erhalten und dadurch den eigenen Selbstwert zu stärken. Durch die im Beachsoccer häufigen und spektakulären Tricks, Körpertäuschungen, kunstvollen Sprünge, dem Lifestyle und dem Eventcharakter der Turniere scheint

Beachsoccer viele Kriterien einer postmodernen Sportart zu erfüllen. Gleichzeitig wird durch diese körper- und bewegungskulturellen Praktiken eine Form der körperlichen Selbstdarstellung widerspiegelt, welche mehr dem männlichen Körper- bzw. Geschlechtsstereotyp entspricht. Detaillierter wird im nächsten Kapitel (4) auf diese Stereotypen eingegangen.

4. SOMATISCHE KULTUR AUS DER GESCHLECHTERPERSPEKTIVE

Der Sport und die Körperkultur eignen sich sehr zur sozialen Konstruktion von Geschlecht, da der Sport ein Sozialsystem ist, in dem der Körper im Mittelpunkt steht und körperzentrierte Leistungen die zentralen Handlungsorientierungen der Akteure und Akteurinnen sind. Um die Geschlechtsunterschiede in der somatischen Kultur der Beachsoccerspielenden zu untersuchen, muss zuerst erklärt werden, was Geschlechterstereotype sind und es müssen mögliche Gründe aufgezeigt werden, warum solche Körper- und Geschlechtsmerkmale innerhalb einer Gesellschaft entstehen können. Im Folgenden wird das Grundprinzip der kognitiven Kategorisierung anhand der Geschlechterstereotype und Geschlechterrollen verdeutlicht. Anschliessend wird spezifisch auf die Bewegungssozialisation von Frauen und Männern eingegangen. Zum Dritten schliesslich wird auf die sportliche Entwicklung aus der Geschlechterperspektive eingegangen.

4.1. Geschlechterstereotypen

Stereotype lassen sich als Wissensbestände und Meinungen definieren, die über eine Gruppe und deren Angehörigen existieren, weil sie Mitglied dieser Gruppe sind (Nationen, Ethnien, Männer, Frauen, usw.). Grundlage der Stereotypisierung ist die Kategorisierung in zwei Geschlechter. Geschlechterstereotype liefern Hinweise auf Eigenschaften und Verhaltensweisen von männlichen bzw. weiblichen Personen, die mit grosser Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Welche Eigenschaften werden von Männern oder von Frauen erwartet? Wo wirken sich Geschlechterstereotype und Geschlechterrollenerwartungen aus? Das Geschlecht eines Menschen beeinflusst entscheidend die psychosoziale Entwicklung eines Menschen, neben der biologischen und sexuellen Entwicklung. Sätze wie „Fussball ist kein Sport für Mädchen!“, „Ihr Jungen werdet euch doch nicht vor den Mädchen blamieren wollen“ oder „Der Junge geht ins Ballet, der ist doch schwul“ heben die Zugehörigkeit zur Geschlechterkategorie wie auch das Trennende der Geschlechter auch in heutigen Zeiten noch hervor. Das Geschlecht erfüllt im menschlichen Zusammenleben weniger eine biologische Funktion, als vielmehr, dass Männer und Frauen sozial definierte Erwartungen erfüllen sollen, dass Geschlecht in einer gegebenen Situation somit sozial konstruiert wird („gendering“). Diese Konstruktionen betreffen beispielsweise das Verhalten, Eigenschaften, aber auch den Körper. Diese Konstruktionen

werden anhand des biologischen Geschlechts gemacht. Männliche und weibliche Körper sind nicht nur genetisch/hormonell bestimmt, sondern es hängt auch von kulturellen und sozial geregelten Regeln ab, in welcher Weise Männer und Frauen ihren Körper präsentieren, einsetzen, wahrnehmen und wahrgenommen werden. Männer und Frauen haben dabei unterschiedliche Standards zu erfüllen, um akzeptiert zu werden und erfolgreich zu sein. Und diese Standards sind das Resultat biologischer Prädispositionen und sozialer Normen, Erwartungen und Regeln, also von Stereotypen und Rollenerwartungen. Sie werden von früher Kindheit an vermittelt. Beispiele für geschlechtstypische Körpernormen sind: Männlich sein heisst gross, muskulös, athletisch, rau, kräftig, stark und durchsetzungsfähig. Weiblich sein heisst, hübsch, zart, anmutig und schlank. Diese unterschiedlichen Standards zur Bewertung männlicher und weiblicher Körper findet sich im Sport und in der Sportberichterstattung, sowie im Selbstbild bzw. im Körperbild wieder (vgl. Alfermann. n.d.). „In Anlehnung an das konstruktivistische Konzept des Doing Gender wird angenommen, dass die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht in der alltäglichen Praxis immer wieder hergestellt werden muss. Danach inszenieren sich Frauen und Männer als geschlechtliche Wesen, um sozial anerkannt zu werden“ (Wopp, 2006, S. 133). Kinder entwickeln neben ihrer biologischen Geschlechtsidentität auch eine psychologische und sozial determinierte Geschlechtsrollenidentität. Jede Person macht sich sein eigenes Bild über sich als Junge/Mann bzw. als Mädchen/Frau. Es beruht auf sozial vermittelten Konstruktionen, die von der biologischen Geschlechtszugehörigkeit ausgehen und männliche bzw. weibliche Personen mit sozialen Erwartungen und Zuschreibungen konfrontieren. Der Stereotyp des Mannes lautet: Aktivität, Kompetenz und Dominanz, derjenige der Frau: Emotionalität, Einfühlsamkeit und Anpassungsfähigkeit. Diese stereotypen Erwartungen können positiv ausfallen (entscheidungsfreudig, selbstsicher und intelligent, bzw. hilfreich, freundlich und verständnisvoll), wie aber auch negativ bewertete Eigenschaften (zynisch, risikobereit und aggressiv, bzw. weinerlich, klagsam und abhängig) mit sich bringen. Das heisst, der Gemeinssinn stellt augenscheinlich einen kohärenten Zusammenhang her zwischen dem biologischen Körper, dem geschlechtlich bestimmten Körper, der Geschlechtsrolle und der Geschlechtsidentität sowie dem (hetero-)sexuellen Begehren. In der postmodernen Gesellschaft pendeln Frauen und Männer zwischen neuen Handlungsmöglichkeiten und traditionellen Rollenmustern der Geschlechtsrollen hin und her.

4.2. Bewegungssozialisation von Frauen und Männer

Es wurde schon vielfach empirisch belegt, dass Männer und Frauen teilweise sehr unterschiedliche Formen des sportlichen Handelns bevorzugen. Untersuchungsergebnisse weisen darauf hin, dass biologisch-genetischen Faktoren bei der Erklärung unterschiedlicher sportiver Praktiken der Geschlechter nur eine geringe Bedeutung zukommt. Erklärungsrelevanter sind sozialisationstheoretische Ansätze. Dorothe Alfermann (1995) beschreibt verschiedene Punkte der unterschiedlichen motorischen Sozialisation von Knaben und Mädchen: 1) Mädchen erfahren durch ihre Umgebung eine geringere Förderung von Bewegung und Sport, 2) im elterlichen Modell sind Väter häufiger sportliches Vorbild als die Mutter, 3) in den Medien und der sozialen Umgebung wird der Sport als Männersache vermittelt, 4) Knaben und Mädchen machen unterschiedliche Bewegungserfahrungen: Jungen betreiben mehr Ballspiele und Raufspiele; Mädchen mehr Geschicklichkeitsspiele und Laufspiele und 5) die Knaben spielen in grösseren Gruppen und beanspruchen mehr Platz als die Mädchen. Sind solche motorischen Sozialisationen tatsächlich ein Resultat der Gesellschaft oder sind die unterschiedlichen Bewegungspräferenzen angeboren? Zeigt sich in der modernen Sportgesellschaft einen Wandel? Schon in der Vergangenheit war das sportliche Handeln im Sinne eines Doing Gender ein bedeutsames Mittel zur Inszenierung des Geschlechts. Alles deutet darauf hin, dass dieses auch zukünftig so bleiben wird, wobei sich ein Wandel bei den Zielen abzeichnet. Während sportliches Handeln in der Vergangenheit vor allem zur Inszenierung männlicher Stärke (Wettkampf) und weiblicher Anmut (Gymnastik) genutzt wurde, wird gegenwärtig und vermutlich zukünftig verstärkt sportliches Handeln zur Inszenierung von weiblicher und männlicher Attraktivität genutzt. „Immer mehr Frauen sind sportlich aktiv und von Frauen dominierte Sportarten oder Sportformen gewinnen im Freizeitsport an Bedeutung, wohingegen von Männer dominierte Sportarten an Bedeutung verlieren. Obwohl „geschlechtsneutrale“ Sportarten, wie zum Beispiel Schwimmen, Ausdauerlaufen, Rad fahren, Badminton und Tauchen, an Bedeutung gewinnen, sind gegenwärtig noch immer klassische Männersportarten und Frauensportarten zu unterscheiden. Ein Eindringen des jeweils anderen Geschlechts in die von einem Geschlecht dominierte Sportart findet nur begrenzt statt“ (Wopp, 2006, S. 141). Die Unterscheidung in „harte“ (männliche) und „weiche“ (weibliche) Sportarten ist in der heutigen Gesellschaft noch immer präsent. Diese Abgrenzung wird in der Gegenwart

und höchstwahrscheinlich auch in Zukunft immer unschärfer. Dass männerdominierte Sportarten in Zukunft feminisiert werden, ist nicht anzunehmen. Obwohl Wopp meint, dass es dafür erste Anzeichen gibt. Von Scraton et al. (1999, zitiert nach Hartmann & Rulofs, 2006, S. 115, wurde bei Fussballspielerinnen ermittelt, dass nicht nur das Männerspiel kopiert wird, sondern mit dem Spiel auch Werte wie Nähe, Teilhabe und gegenseitige Unterstützung assoziiert werden und die Spielerinnen den Teamgeist und das Zusammenspiel in ihrer Sportart hervorheben. Es scheint also, dass gewisse weibliche geschlechtsstereotypische Verhaltensweisen von den Frauen in die „harten“ Sportarten integriert werden. Seit den 1950er Jahren wurden Frauen sukzessive zu fast allen der vorher „männlichen Sportarten“ zugelassen, ohne dass die Dominanz der Männer im Sport abgenommen hätte. Ein gutes Beispiel sind die Olympischen Spiele 2012 in London, 45% der teilnehmenden Athleten waren weiblich. Es fanden 302 Wettbewerbe statt, 162 für Männer, 132 für Frauen und acht gemischte Wettbewerbe. Das erste Mal in der Geschichte der Olympischen Spiele haben alle 204 Nationen Frauen an die Spiele entsendet. Im weltweiten Wettkampfsport und im Hochleistungssport sind die Männer aber noch immer stärker vertreten. Die Themenfelder Gesundheit, Fitness und Wellness weisen erhebliche Wachstumspotenziale auf, die von Seite der Frauen stammen. Betrachtet man die Zahlen der Schweiz (vgl. Lamprecht & Stamm, 2008), sind 39% der Frauen mehrere Stunden pro Woche sportlich aktiv, also fast so viele wie Männer (41%). Ebenfalls vergleichbar sind die Zahlen der Nichtsportler (Frauen 28%; Männer 27%). Als Motivation, Sport zu treiben, überwiegen in der Schweizer Bevölkerung zwei Gründe, nämlich „Gesundheit“ und „Spass“ (von 95% als (sehr) wichtig genannt). Es zeigt sich im Freizeitsport zunehmend eine Dominanz nichtwettkampfbezogener Sportformen. Insofern ist zu erwarten, dass Frauen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ den Sport verändern werden (vgl. Wopp, 2006). Der Sport bleibt aber prädestiniert, um die Zugehörigkeit zu einer Geschlechtskategorie hervorzuheben und zu inszenieren. Hartmann & Rulofs (2006) beobachteten, dass sich die soziale Konstruktion von Geschlecht – vor allem im Sport – als ein soziales Ordnungsmuster halten können, weil zugeschriebene Geschlechtsmerkmale vorrangig auf biologische Voraussetzungen zurückgeführt werden können und damit von selbst als „natürlich“ und „natürlich ungleich“ erscheinen. Die Körperzentriertheit und die zentralen Handlungsorientierungen des Sozialsystems Sport definieren somit die Aktualisie-

rung von Geschlechterdifferenzen. „Die Evidenz der Zweigeschlechtlichkeit, die Tatsache, dass es zwei Geschlechter gibt, die sich nach Anatomie, Physiologie und Leistungsfähigkeit unterscheiden, ist in einem körperzentrierten Handlungssystem wie dem Sport „augenscheinlich.“ (S. 41). Sind Frauen, die eine „männliche Sportart“ ausüben, unzufriedener mit ihrem Körper als Frauen die einen „weichen“ Sport ausüben, weil sie nicht die weiblichen Körpermerkmalen und Geschlechtsidentität repräsentieren?

5. KÖRPERBILD

5.1. Einflüsse auf das subjektive Körperbild

Unser Körper ist das Bezugssystem aller weltlichen Erfahrungen und somit auch unmittelbar von allen gesellschaftlichen Einflüssen betroffen. Es spielen zum Beispiel die ethnische Zugehörigkeit, die körperliche Aktivität, die biologischen Voraussetzungen, die Stimmungslage und Wahrnehmung, die umgebende und erlebte Kultur sowie das Essverhalten, die Erziehung und der Freundeskreis eine Rolle auf das subjektive Körperbild. Im Folgenden werden die biologischen, die kulturellen und die sozialpsychologischen Faktoren beschrieben, welche die subjektive Wahrnehmung des Körperbildes beeinflussen können. Mit der theoretischen Abhandlung dieser drei Einflussfaktoren wird versucht, ein möglichst umfassendes Bild von der Komplexität der Einflüsse auf das subjektive Empfinden des Körpers eines Menschen darzulegen.

5.1.1. *Biologische Faktoren des Körperbildes*

Aus der Perspektive eines Evolutionsbiologen betrachtet, unterscheiden sich Individuen einer Spezies im Körperäusseren nur wenig voneinander. Trotzdem hat jeder Mensch seine Besonderheiten und die Variationsbreite ist innerhalb der Menschheit gross. Aus der Perspektive eines anderen Betrachters unterscheiden sich die Menschen in ihrem Körperbild sehr wohl. Das Alter spielt eine Rolle: Jüngere Körper sehen anders aus als ältere, Jugendliche und Erwachsene sehen anders aus als Kinder. Und am wichtigsten ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern: Frauenkörper sehen anders aus als Männerkörper. Es gibt also intersexuelle Verschiedenheiten im Körperbau. Aus der Perspektive eines Soziologen oder Psychologen weist die Menschheit deutliche Unterschiede im Erscheinungsbild, Verhalten oder in der Physiologie zwischen männlichen und weiblichen Individuen der gleichen Art, die sich nicht auf die Geschlechtsorgane selbst beziehen (vgl. Daszkowski, 2003). Auf das morphologische Geschlecht, also auf die Struktur und Form der weiblichen bzw. männlichen Organismen, beziehen sich verschiedene Merkmale. Der unterschiedliche Hormonstatus trägt zu Proportions- und Robustizitätsunterschiede sowie unterschiedlicher Muskel- und Fettgewebsverteilung von Männern und Frauen bei. Diese primären (Vagina und Brüste bzw. Penis, stärkere Körperbehaarung und Bartwuchs) und sekundären (Fettgewebsverteilung und Muskelmasse) Ge-

schlechtsmerkmale stellen die biologische Geschlechterdifferenzierung dar. Auf diesen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen sowie auf den geschlechtsspezifischen Körperbau, manifestiert sich das wahrnehmbare Körper-äussere. Dieses sichtbare Spiegelbild, welches in der westlichen Gesellschaft für die Bewertung des eigenen Körpers und somit für die subjektive Wahrnehmung des Körperbildes verantwortlich ist, ist von grosser Bedeutung.

5.1.2. Kulturelle Faktoren des Körperbildes

Wie im Kapitel „Entwicklungen bezogen auf den menschlichen Körper“ beschrieben, wirken verschiedene gesellschaftliche Einflüsse auf die subjektive Einstellung und Wahrnehmung des eigenen Körpers ein. Mit dem Wissen über die allgemeinen gesellschaftlichen Einflüsse wird in diesem Kapitel genauer das Phänomen der physischen Attraktivität in der westlichen postmodernen Gesellschaft beleuchtet. Wahrscheinlich haben sich Menschen aus aller Welt schon immer nach Schönheit und ihrer Beständigkeit gesehnt, das beweisen bildnerische Darstellungen aus der Antike, die Schönheit verkörpern, wie zum Beispiel Statuen des antiken männlichen Schönheitsideal Adonis und Bilder der Liebesgöttin Venus. Somit entstehen künstlich perfektionierte Abbildungen des menschlichen Körperideals, die einen bestimmten kulturellen Stereotyp darstellen und verherrlichen. In der Barockzeit waren Rundungen und einen hellen Hautteint „en vogue“. Während das weibliche Schönheitsideal der 1920er Jahre die weiblichen Körpermerkmalen wie Brust, Becken und Gesäss negierte und einen „vermännlichteren“, schlanken, muskulösen und fast androgynen Körper forderte, liegt das heutige weibliche Körperideal mit der modernen Fitnessbewegung in einer Kombination zwischen ausgeprägten weiblichen Attributen, wie grossen Busen, schlanker Taille und knackigem Gesäss, und einer generell schlanken, muskulösen und festen Physis. Das aktuelle Schönheitsideal des Mannes besteht darin, muskulös und gut durchtrainiert zu sein. Hinsichtlich des männlichen Körperideals hat sich von der Antike bis heute wenig geändert: Breite Schultern und muskulöse Arme ernteten in allen Epochen die Aufmerksamkeit der Damenwelt. Das weibliche Medienkörperideal wird durch einen seltenen Körpertyp repräsentiert: Der Kind-Frau mit wohlgeformtem Busen, dünner Taille, schmalen und zugleich gerundeten Hüften und langen Beinen – bzw. ihrer androgynen Variante mit knabenhafter, dezent durchtrainierter Gestalt. Das männliche Medienkörperideal präsentiert sich mit einem übertriebenen

muskulösen und definierten Körperbau (vgl. Daszkowski, 2003). Die zeitgenössischen Körperideale unserer westlichen Gesellschaft finden sich vor allem in den Medien wieder und es sind starke Geschlechtsunterschiede ersichtlich. Aber Schönheitsideale, historisch betrachtet, unterlagen immer wieder Veränderungen, man kann also nicht mit Gewissheit sagen, dass das so bleiben wird. Generell kann gesagt werden, dass im 21. Jahrhundert die physische Attraktivität als Indikator für beruflichen und sozialen Erfolg gilt, bei Männern und bei Frauen. Dabei sind Werte wie Jugendlichkeit und körperliche Fitness so hoch angesiedelt, dass Menschen einen enormen Aufwand und viel Disziplin an den Tag legen, um diese Werte zu erreichen. Die Männer haben in dieser Hinsicht stark aufgeholt. Galt früher der Status als wichtiger Erfolgsfaktor für die Männer, widmen sie sich heute auch stark der Körperpflege. Die Rollenklischees und die Geschlechterstereotypen scheinen sich in dieser Hinsicht aufzuweichen. Trotzdem ist die Schönheit für die Frauen noch immer ein wichtiges Kriterium für ihren Erfolg. Man kann von einer Doppelmoral sprechen, die darin besteht, dass für die Bewertung der Leistungen einer Frau nicht nur die Kompetenz und das Leistungsergebnis zählt, sondern zusätzlich auch ihre Schönheit. Doch die Kluft zwischen dem realen, biologischen Körper eines durchschnittlichen Mannes und einer durchschnittlichen Frau und dem fiktiven, kulturellen Medienkörperideal ist zu gross und somit zur Unerreichbarkeit verdammt. Die Massenmedien werden diese Werte (Schönheit, sexuelle Attraktivität und Jugend) aber weiterhin mit einer immensen Produktpalette als kaufbar anpreisen.

5.1.3. Sozialpsychologische Faktoren des Körperbildes

Wenn wir in den Spiegel schauen, sehen wir unser Körperäusseres. Dieses ist gewissermassen unser objektives Körperabbild, welchem wir eine subjektive Bedeutung beimessen. Die beschriebenen biologischen und kulturellen Faktoren zum Körperbild bringen sozialpsychologische Faktoren mit sich. Die enge Verknüpfung vom Körperäusserem und dem Selbstwertgefühl macht die Beurteilung des eigenen Körpers zu einem heiklen Thema, wenn nicht sogar zu einem problematischen Körperbild jedes Einzelnen. „Dieses gründet sich insbesondere in der Diskrepanz zwischen dem gesellschaftlich geforderten Medienkörperideal und dem realen Körper bzw. Körperselbstbild des einzelnen“ (Daszkowski, 2003, S. 82). Die im Kapitel 3.1. beschriebenen Phänomene der Gesellschaftsentwicklungen bringen für die Menschen mehr Freiheit mit sich. Je-

der Mensch kann, oder muss, seine Lebens- und Sportbiografie selber gestalten. Dieser Prozess ist stark ambivalent, denn die grosse Optionsvielfalt kann Entscheidungsnot und Orientierungslosigkeit mit sich bringen. In der somatischen Kultur zeigt sich diese Ambivalenz dadurch, dass man fast unendlich viele Optionen zur Körperverschönerung hat. Doch was ist, wenn man es nicht schafft? Wenn man nicht zu den Schönen mit den gestählten, braungebrannten und haarlosen Körpern gehört? Wenn man seine Freizeit nicht sinnvoll und interessant nutzt und dadurch sein Selbstwertgefühl und seine Individualität steigern kann? Diese Sorge um das Ich erhöht die Empfänglichkeit für Massenbewegungen, als solche kann auch der Kult um den Körper angesehen werden. Die Individualisierung, die Konsumkultur, die Wertewandel und der Körper als reflexives Identitätsprojekt, wie im Kapitel 3.1. beschrieben, können zu einer Gefährdung einer stabilen Identität führen. Während in den traditionellen Orientierungen sportlichen Handelns das Erzielen mess- und vergleichbarer Ergebnisse im Vordergrund steht, ist die Körperperformance, nach Ansicht von Wopp (2006), ein Mittel zur Identitätsbildung, das zukünftig weiter an Bedeutung gewinnen wird. Diese sogenannte Körperformanipulation ist in den letzten Jahren deutlich gestiegen, von den Möglichkeiten her, wie von der Anzahl derjenigen, die sich eine solche Manipulation unterziehen können und wollen. Es kann also gesagt werden, dass, ob jemand Sport treibt oder nicht, das seine subjektive Körperbildwahrnehmung auf sozialpsychologischer Ebene beeinflusst. Wie wirken sich diese biologischen, kulturellen und sozialpsychologischen Faktoren auf das subjektive Körperbild von Leistungssportler/-innen aus? Sind Leistungssportler also zufriedener mit ihrem Körper als Nichtleistungssportler, da sie durch den ausgeübten Sport aktive Authentizitätsgefühle über den Körper sammeln können und Ich-Stabilität gewinnen?

5.2. Sozialpsychologie des Körpers

Die drei vorangegangenen Kapitel führen zu einem komplexen Gesamtbild unseres Körpererleben und der subjektiven Wahrnehmung des Körperbildes. Die Sozialpsychologin Gisela Steins (2007) hat einen Versuch gemacht, die Sozialpsychologie des Körpers grafisch darzustellen:

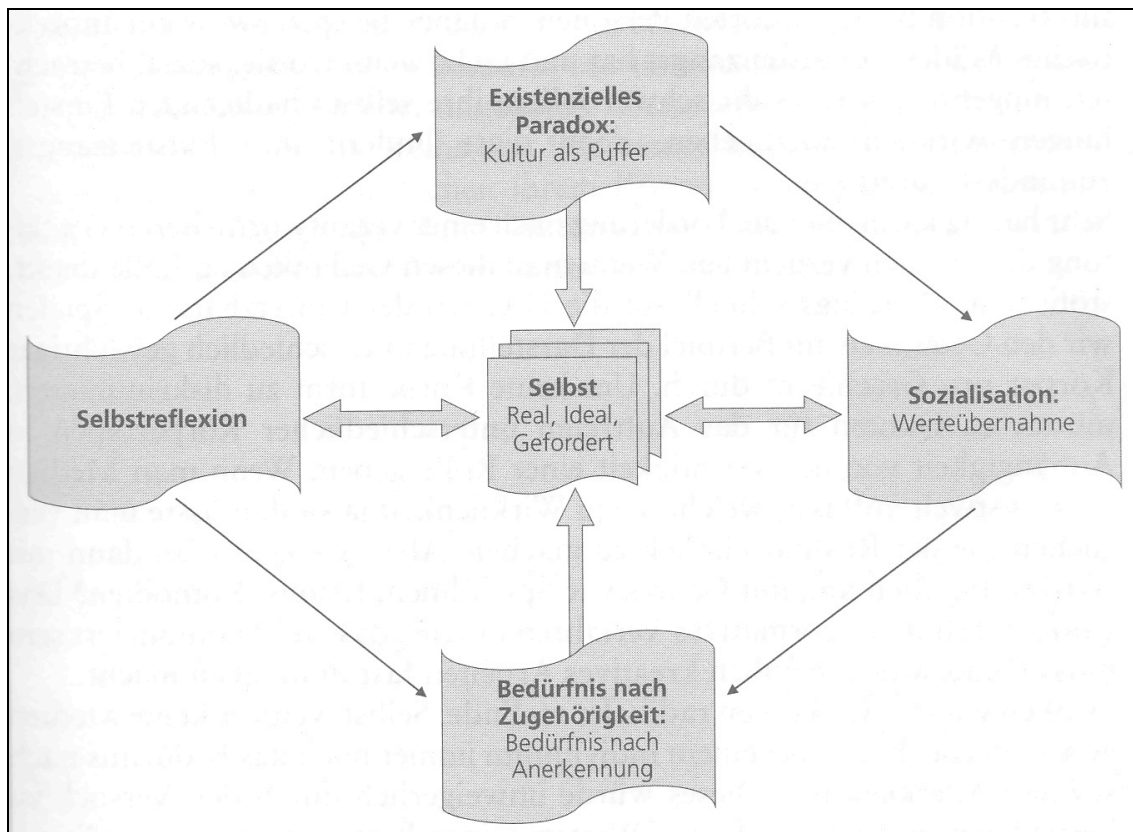


Abbildung 1: Sozialpsychologie des Körpers (aus Steins, 2007, S. 135)

In der Mitte der Graphik ist das Selbst, auch Selbstkonzept genannt, welches das Körperkonzept miteinbezieht. Dieses Körperkonzept kämpft mit ambivalenten Wahrnehmungen der Idealvorstellung, gesellschaftlichen Forderungen und dem realen Körperbild. Auf dieses Selbstkonzept wirken die Fähigkeit zur Selbstreflexion und die Sozialisation des Menschen. Diese Einflüsse auf das Selbstkonzept werden aber wiederum vom Selbstkonzept selbst geprägt. Der Mensch kann über sich selbst reflektieren und über seine Rolle in der Gesellschaft, dadurch ist der Mensch einer existenziellen Paradoxie ausgesetzt. Die daraus folgende existenzielle Angst über das Selbst versuchen wir durch sogenannte kulturelle Puffer zu mindern, indem wir uns möglichst robuste und klare Werte schaffen. Diese kulturellen Puffer bestimmen, neben dem Selbst, unser

Wertesystem und begleiten unseren Sozialisationsprozess. Dieser Sozialisationsprozess kann sehr unterschiedlich umgesetzt werden, doch ein grundlegendes menschliches Bedürfnis nach Zugehörigkeit ist garantiert. Dieses Bedürfnis nach Anerkennung ist unterschiedlich ausgeprägt, je nach dem wie stark und positiv das jeweilige Selbstkonzept ist. So wirken Sozialisationsprozesse auch auf die Stärke des Bedürfnisses nach Zugehörigkeit und Anerkennung ein (vgl. Steins, 2007). Diese Einflüsse auf das Selbst- und Körperkonzept eines Menschen sind variabel, sie können sich im Laufe eines Lebens verändern und unterschiedlich bewertet werden. Doch „will man das Verhältnis einer Person zu ihrem Körper verstehen, dann muss man sich also mit dem gesamten Kontext ihrer menschlichen Existenz auseinandersetzen“ (Steins, 2007, S. 135).

Welche Faktoren spielen alles eine Rolle, wenn man die Zufriedenheit eines Menschen zu seinem Körper messen möchte? Wann sind wir also wirklich zufrieden mit unserem Körper? Neben Gisela Steins hat auch Joachim Mrazek in seiner Untersuchung zur Zufriedenheit mit dem eigenen Körper im Jahre 1983 aufgezeigt, dass „die Zufriedenheit mit dem eigenen Körper kein homogenes Konstrukt ist, sondern mindestens drei unabhängige Aspekte des Körpers unterschieden werden, nämlich der Körperbau, das manipulierbare Aussehen und Gesundheit/Fitness“ (Mrazek, 1983, S. 163). Das beweist, dass man es bei der Erfassung der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper mit einer verwirrenden Fülle von Konstrukten zu tun hat, wie Körperschema, Körperbild, Körperwahrnehmung, Körperselbst, Körperkonzept, usw. In der vorliegenden Untersuchung wird die Zufriedenheit mit dem eigenen Körper anhand von vier Körperdimensionen gemessen, mit einem quantitativen multidimensionalen Fragebogen. Somit wird versucht, die wesentlichen Aspekte des Körpererlebens zu berücksichtigen.

6. BEACHSOCCER

Beachsoccer kann ins Deutsche mit „Strandfussball“ übersetzt werden. Wie bereits im Kapitel „Sport der Moderne – Trendsport“ erörtert, kann Beachsoccer als einen Trendsport betitelt werden. Wenn von „Beach“ die Rede ist, darf nicht nur die wörtliche Übersetzung „Strand“ verstanden werden, denn in der Zwischenzeit sind viele Beach-Anlagen künstlich geschaffen worden, die es auch dem Sportler aus der Stadt oder ohne Meerzugang ermöglichen, Beachsoccer zu spielen. Um aufzuzeigen in welchem Setting sich Leistungsbeachsoccerspieler bewegen, wird im Folgenden die internationale und nationale Organisationsstruktur der Sportart beschrieben.

6.1. Geschichte des internationalen Beachsoccer

Die Sportart entstand in den Küstenregionen Brasiliens gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Das brasilianische Volk hat die Leidenschaft für den Fußball vom Fußballplatz an den Strand verlegt. Die traditionelle Spielart wurde an den Sand angepasst und es entstand ein neues Umfeld, wo Geschicklichkeit, Improvisation, Kondition und Technik verlangt werden. Die Sonne, das Meer und der Strand der Copacabana waren die Kulisse für die Schaffung von Beachsoccer. An selbiger Stelle fanden 1957 die ersten offiziellen Beachsoccer-Turniere statt. Seitdem werden dort auch regelmäßig professionelle Turniere durchgeführt, die mit der Premiere der inoffiziellen Weltmeisterschaft 1995 einen zwischenzeitigen Höhepunkt hatte. Federführend war dabei unter anderem die 1992 gegründete „Beach Soccer Company“, die das Konzept für die Veranstaltungen entwickelte und die „Pro Beach Soccer Series“ ins Leben rief. Von der Copacabana hat sich Beachsoccer anfangs nur auf die USA, dann aber sehr schnell auf die restliche Welt ausgedehnt. Zusammen mit „Beach Soccer Worldwide“ wurden die Beachsoccer-Regeln bestimmt. In diesen werden Fair-Play und die individuellen Fähigkeiten der Spieler und Spielerinnen betont bzw. berücksichtigt, auch um der Attraktivität des Spiels nicht zu schaden. Das Spiel wurde bei den Zuschauern und Sponsoren schnell beliebt. 1995 begann die weltweite Vermarktung von Beachsoccer, indem parallel zur Fußballweltmeisterschaft ein Turnier in Los Angeles durchgeführt wurde. Schon zwei Jahre später entwickelte sich die Beachsoccerszene rund um den Globus, so wurde u. a. in Frankreich, England, Spanien, Belgien sowie Malaysia und Argentinien gespielt. Mit der Gründung der „European Pro Beach Soccer League“ 1998 hatte Beachsoc-

cer den Durchbruch in Europa geschafft. Durch den Erfolg der inoffiziellen WM im Jahre 1995 steigerte sich das Interesse der Öffentlichkeit. Diese Entwicklung gab Anlass zu der Pro Beach Soccer Tour im Jahr 1996, organisiert von der „Beach Soccer Company“, welche später in „Pro Beach Soccer“ umbenannt wurde. Die erste „Pro Beach Soccer Tour“ umfasste insgesamt 60 Spiele in ganz Europa, Asien und den USA. Dies führte zur Gründung der „Euro Beach Soccer League“ im Jahre 1998. Beachsoccer hat die Welt schnell erobert und wird Heute in 75 Ländern gespielt. Es ist ein Sport für alle Zielgruppen, von Männern, Frauen und Kindern gleichermaßen gespielt.

6.2. Geschichte des Schweizer Beachsoccer

Die Swiss-Beachsoccer-League (SBSL) wurde am 10. April 2006 in Bern gegründet und startete mit zehn Teams aus der ganzen Schweiz in die erste Saison. Während sechs Wochenenden wurde um Siege und Punkte gekämpft und der erste Schweizermeister am Finalwochenende im Zürcher Hauptbahnhof gekürt. Die Liga wurde ins Leben gerufen, weil viele Beachsoccer-Vereine den Wunsch geäußert haben, Beachsoccer auf einem höheren und seriöseren Niveau spielen zu wollen. Seit 2010 gibt es die „Suzuki Swiss Beach Soccer League“. Die 9 Events umfassende Meisterschaft findet im Zeitraum Mai bis September in der ganzen Schweiz statt und wird von einer eigenen TV-Sendung begleitet. Im Jahr 2013 kämpften 15 Mannschaften um den Schweizermeistertitel. In den ersten Jahren wurde die SBSL ausschließlich für Männer durchgeführt. Seit 2009 existiert eine Amateur- und Frauenliga, die sogenannte „Sommer Beach Soccer League“. Im Jahr 2012 haben fünf Frauentteams und neun Männerteams um den Titel gespielt, in diesem Jahr sind es neun Frauentteams und sechs Männerteams. In der Schweiz sind in diesem Jahr 400 Spieler in der Suzuki Beach Soccer League lizenziert und in der Swiss Beach Summer League sind es 158 Spielerinnen und 219 Spieler. Das ergibt ein Total von 777 lizenzierten Spielern und Spielerinnen in der Schweiz.

7. UNTERSUCHUNG IM LEISTUNGSBEACHSOCCER - METHODE

7.1. Beschreibung des Untersuchungsinstruments

Der hier verwendete Erhebungsbogen ist der *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers* (FBeK) von Strauß & Richter-Appelt (1996). Es handelt sich um das von den Autoren revidierte 4-Skalen-Modell des Fragebogens. Unter das von den Autoren verwendete Konzept fallen sowohl die Einstellung zum eigenen Körper und seinem Äusseren als auch das körperliche Empfinden. Wie in Tabelle 1 dargestellt, ist dieser Fragebogen im Bereich der Subkategorie „Körpererleben“ des Körperbildes, mit persönlichkeitspsychologischem Ansatz einzuordnen. Dieser Fragebogen gehört im deutschen Sprachraum zu den am häufigsten verwendeten Fragebögen (vor allem mit klinischen Patientinnen) zur Erfassung des Körpererlebens, mit dem Ziel, differentielle Aspekte des Körpererlebens zu erfassen, die für den einzelnen subjektiv beurteilbar sind. Insbesondere wurden bei der Konzipierung folgende körperbezogene Themen mit einbezogen: Bedeutung von Mängeln einzelner Körpermerkmale, Aufmerksamkeit und Einstellung gegenüber dem Körper, Identifikation mit dem Körper, Attribuierung bezüglich seiner Attraktivität und die Bedeutung von Körperpflege (Strauß & Richter-Appelt, 1996). Für diese Aspekte wurden Items gebildet, die mittels einer Faktorenanalyse zu Skalen zusammengefasst wurden. Das hier verwendete Vier-Skalen-Modell besteht aus vier Skalen mit unterschiedlich vielen Items. Der ganze Fragebogen besteht aus 46 Items, welche in Ich-Form als Feststellung formuliert und mit den dichotomen Antwortmöglichkeiten „stimmt“ bzw. „stimmt nicht“ zu beantworten sind. Die sechs im Originalfragebogen kursiv gedruckten Items sind im verwendeten und von der Autorin modifizierten Fragebogen nicht aufgeführt, da diese Fragen nicht in die Skalenbildung eingehen. Weiter musste die Untersuchungsgruppe auf der vordersten Seite des Fragebogens Angaben zu ihrem Alter, Geschlecht, zu ihrer Körpergrösse und Körpergewicht (BMI) machen. Die Leistungssportler mussten zusätzlich noch Fragen zu ihrem sportlichen Erfolg ankreuzen. Die Fragen sind Originalgetreu aus der Vorlage „Strauß, B. & Richter-Appelt, H. (1996). *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers (FBeK)*. Göttingen: Hogrefe“ übernommen worden, abgesehen von den Items 7, 8, 28, 39, 47 und 51, welche wie bereits geschildert wurde, nicht in den Fragebogen integriert wurden. Modifiziert wurde der Fragebogen nur noch im Layout.

7.1.1. Skalen

Die Skala 1 beschreibt in erster Linie die Zufriedenheit mit dem bzw. die Freude am eigenen Körper. Items, die negative, aggressive Reaktionen gegenüber dem Körper beschreiben, laden negativ auf dem ersten Faktor, während Items, mit denen das Gefühl der Attraktivität und Identifikation mit dem Körper beschrieben werden, positiv laden. Die Skala 1 beinhaltet 15 Items und wird mit den Begriffen „*Attraktivität/Selbstvertrauen*“ bezeichnet. Desto höher der Wert in dieser Skala, desto zufriedener ist der Proband oder die Probandin mit seinem bzw. ihrem Körper, desto attraktiver nimmt er bzw. sie sich selbst wahr und desto stärker ist sein bzw. ihr Selbstvertrauen.

Die Skala 2 enthält 12 Items, die Aspekte des Aussehens, des Körperäusseren und die Freude an der Beschäftigung mit dem eigenen Körper beschreiben. Die Skala wird als „*Akzentuierung des körperlichen Erscheinungsbildes*“ bezeichnet. Je höher der Wert in dieser Skala, desto mehr Aufmerksamkeit schenkt der Proband oder die Probandin seinem bzw. ihrem Körper oder den Körpern der Mitmenschen, sei das in Form von Körperpflege oder der äusseren Erscheinung.

Skala 3, bestehend aus 13 Items, fokussiert überwiegend auf die eher hypochondrische Beachtung des eigenen Körpers, die Verunsicherung oder das Misstrauen gegenüber körperlichen Vorgängen, und das Gefühl der Unsicherheit und mangelnder Körperselbstkontrolle. Die Skala 3 wird als „*Unsicherheit/Besorgnis*“ bezeichnet. Je höher der Wert in dieser Skala, desto unsicherer und besorgter ist der Proband oder die Probandin seinem bzw. ihrem Körper gegenüber. Das beinhaltet die Sorge um die Gesundheit, die Unkontrollierbarkeit des Körpers oder psychosomatische Reaktionen.

Die Skala 4 schliesslich, bestehend aus sechs Items, enthält Feststellungen mit dem inhaltlichen Schwerpunkt auf sexuelle Unzufriedenheit bzw. Missempfinden. Dazu kommen Items, die Aspekte von Scham beschreiben. Die Skala 4 wird überschrieben mit „*körperlich-sexuelles Missempfinden*“. Je höher der Wert in dieser Skala, desto negativer sind die körperlich-sexuellen Empfindungen des Probanden oder der Probandin.

Tabelle 2: Überblick der vier Skalen des FBeK

	Skalenbeschreibung
Skala 1	Attraktivität/Selbstvertrauen
Skala 2	Akzentuierung des Erscheinungsbildes
Skala 3	Unsicherheit/Besorgnis
Skala 4	Körperlich-sexuelles Missempfinden

Auf der folgenden Seite sind alle Items nach den vier Skalen aufgelistet.

Tabelle 3: FBeK 4 Skalenmodell: Items

Skala 1 <i>Attraktivität / Selbstvertrauen</i>	
4	Ich bin mit meinen Geschlechtsmerkmalen zufrieden
8	Ich neige dazu, meinen Körper zu verbergen
10	Die Vorstellung, andere sehen mich nackt, bereitet mir Unbehagen
15	Ich bin mit meinem Gewicht und mit meiner Grösse zufrieden
16	Mein Äusseres hat mich schon daran gehindert, mit anderen in Kontakt zu kommen
18	Ich wünsche mir einen anderen Körper
20	Ich bin mit meinem Aussehen zufrieden
25	Ich bin mit meiner Figur zufrieden
28	Ich bin attraktiv
31	Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass andere mich anziehend finden
32	Manchmal habe ich Wut auf meinen Körper
37	Ich bin mit meinem Körper zufrieden
39	Manchmal verspüre ich Ekel mir selbst gegenüber
42	Ich fühle mich in meinem Körper zuhause
43	Ich bin stolz auf meinen Körper
Skala 2 <i>Akzentuierung des körperlichen Erscheinungsbildes</i>	
2	Ich nehme mir Zeit für Körperpflege
7	Viele Leute machen zuviel Aufhebens um ihren Körper
9	Die äussere Erscheinung sagt viel über einen Menschen aus
14	Ich schaue häufig in den Spiegel
17	Ich reagiere stark auf die körperliche Ausstrahlung von anderen
19	Ich betrachte mich oft und gern
23	Es verunsichert mich, wenn irgend etwas an meinem Äusseren nicht so ist, wie es sein sollte
27	Wenn ich nicht gut aussehe, fühle ich mich unwohl
33	Ich berühre mich oft sehr liebevoll
38	Ich reagiere sensibel auf Körpergeruch
40	Ich weiss, dass andere mich gerne betrachten
44	Mein Aussehen ist mir wichtig
Skala 3 <i>Unsicherheit / Besorgnis</i>	
3	Ich kann mich auf meinen Körper verlassen
5	Ungewöhnliche Körperreaktionen machen mir schnell angst
6	Wenn mich etwas beunruhigt, greift es stark auf meinen Körper über
11	Ich stosse oft irgendwo gegen
12	An meiner Haltung und an meinem Gang kann man meine Stimmung gut ablesen
21	Körperliche Belastungen verkrafte ich gut
24	Ich zwingen mich oft dazu, ruhig zu werden
29	Ich weiss oft nicht, wo ich mit den Händen hin soll
30	Mein Körper macht oft, was er will
34	Ich mache mir Sorgen um meine Gesundheit
35	Oft denke ich, ich könnte mich verletzen
41	Ich kenne es, dass der Körper wie abgestorben ist
45	Ich bin oft tolpatschig
Skala 4 <i>körperlich-sexuelles Missempfinden</i>	
1	Es ist mir unangenehm, wenn andere mir ansehen, was in mir vorgeht
13	Häufig entsprechen meine sexuellen Erlebnisse nicht meinen eigentlichen Bedürfnissen
22	Ich lasse mich nicht gern berühren
26	In der Sexualität bin ich oft wie blockiert
36	Ich wünsche mir oft, mehr zu empfinden
46	Ich bin mit meinen sexuellen Empfindungen zufrieden

7.1.2. Reliabilität der Skalen

Zur Schätzung der Reliabilität wurden die Cronbach-Alphas als Mass für die interne Konsistenz (nach Spearman-Brown) bestimmt. Die internen Konsistenzen für die angewendete 4-Skalen-Version liegen zwischen .82 und .30. Bei der Skala (1) *Attraktivität/Selbstvertrauen* beträgt der Cronbach-Alpha .82, bei der Skala (2) *Akzentuierung des Erscheinungsbildes* bei .62, bei der Skala (3) *Unsicherheit/Besorgnis* bei .51 und bei der Skala (4) *körperlich-sexuelles Missempfinden* bei .30. Würde man bei der vierten Skala das Item 1 weglassen, wäre eine Reliabilität von .45 vorhanden.

7.1.3. Validität des Fragebogens

In den ersten Untersuchungen mit dem FBeK (vgl. Strauß & Appelt, 1996) konnten erwartungskonforme Geschlechtsunterschiede, Zusammenhänge mit dem Alter und mit anderen Merkmalen (z.B. körperliche Beschwerden, Selbstsicherheit, Empfindlichkeit) nachgewiesen werden, die für die (konvergente) Validität der Skalen sprechen. Hinweise zur differentiellen Validität des Fragebogens lassen sich aus Untersuchungen entnehmen, in denen der FBeK zur Beschreibung verschiedener Gruppen (insbesondere Patientinnen und Patienten mit Essstörungen, gynäkologischen Erkrankungen und Hauterkrankungen, aber auch nicht-klinische Gruppen wie z.B. Jugendliche) eingesetzt wurde. Festzuhalten ist, dass der Fragebogen gut geeignet ist, klinische Gruppen differenziell zu beschreiben, aber auch im nicht-klinischen Bereich Aussagekraft besitzt.

7.2. Untersuchungsdesign

Die Vorbereitungen für diese Arbeit starteten anfangs des Jahres 2013. Nach Rücksprache mit den beiden Nationaltrainern, wurden Ende April 20 ausgedruckte Fragebogen dem Nationaltrainer der Männer gesendet. Den Nationalspielerinnen wurde im selben Zeitraum der Fragebogen via E-Mail gesendet oder in einem Training verteilt. Wie bereits erläutert, war es schwierig gute Vergleichsdaten in der deutschsprachigen Literatur zu finden. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, zusätzlich die Stichprobe der Nichtleistungssportler hinzuzunehmen. Die zweite Stichprobe der Nichtleistungssporttreibenden wurde im August 2013 durchgeführt. Den Nichtleistungssportlern und -Sportlerinnen wurde der Fragebogen persönlich verteilt, die Frauen und Män-

nen wurden zufällig für die Stichprobe ausgewählt, die einzige Bedingung zur Teilnahme war, dass sie nicht Leistungssport betreiben.

7.3. Beschreibung der Stichproben

Die Stichprobe der Leistungssportler/-innen setzt sich aus männlichen und weiblichen Beachsoccerspieler/-innen der Schweizer Nationalmannschaft ($n=37$, 13 Männer und 24 Frauen) im Alter von 18 bis 41 Jahren (± 26.3) zusammen. Von 15 Kaderspielern und von 27 Kaderspielerinnen haben 13 Spieler und 24 Spielerinnen an der Untersuchung teilgenommen. Die Stichprobe ist im Hinblick auf das mikrosoziologische Untersuchungsfeld des Leistungsbeachsoccers repräsentativ. Dass die Frauen ein so grosses Kader stellen, ist unter Anderem darin begründet, dass die Nationalmannschaft der Frauen noch in der Aufbauphase und noch nicht professionalisiert ist. Demzufolge ist die Verfügbarkeit der Spielerinnen nicht gewährleistet und der Nationaltrainer begutachtet auch immer wieder neue Spielerinnen. Aktuell sind von der Kaderliste mindestens fünf Spielerinnen als Probespielerinnen einzustufen und eine Spielerin war zum Zeitpunkt der Befragung schwanger. Die Stichprobe der Nichtleistungssportler/-innen setzt sich aus zufälligen Männern und Frauen ($n=40$, 17 Männer und 23 Frauen) im Alter von 24 bis 38 Jahren (± 30.8) des Umfeldes der Autorin zusammen. Alle Probanden sind körperlich gesund.

Tabelle 4: Charakteristika der Stichproben (Mittelwerte)

	Leistungsbeachsoccer			Nicht-Leistungsbeachsoccer		
	n	Alter	BMI	n	Alter	BMI
Männer	13	27.9	23.9	17	31.3	23.1
Frauen	24	25.4	21.7	23	30.4	21.4
Gesamt	37	26.3	22.4	40	30.8	22.1

Die Werte des Body-Mass-Indexes (BMI) weisen keinen grossen Unterschied auf. Die Männer beider Gruppen weisen einen natürlich höheren BMI-Wert auf als beide Gruppen der Frauen. Vier Probanden gelten als untergewichtig ($BMI < 18.5$), 67 Probanden als normalgewichtig ($BMI = 18.5 - 25$) und 6 Probanden als übergewichtig ($BMI > 25$). Von den vier Untergewichtigen sind zwei davon Leistungssportlerinnen und zwei Nichtleistungssportlerinnen. Von den sechs Übergewichtigen sind zwei Leistungssportler, zwei Nichtleistungssportler und zwei Nichtleistungssportlerinnen.

7.4. Untersuchungsauswertung

Es wurde das Auswertungsmodell des Vier-Skalen-Modells angewendet, welches aus folgenden vier Skalen gebildet wird: Attraktivität/Selbstvertrauen, Akzentuierung des körperlichen Erscheinungsbildes, Unsicherheit/Besorgnis sowie körperlich-sexuelles Missempfinden. Alle Daten sind mit dem Statistikprogramm „SPSS-Statistics“ der Firma IBM ausgewertet worden. Alle Daten wurden quantitativ ausgewertet. Der jeweilige Skalenrohwert wurde durch die Summe der „Stimmt-Antworten“ in den Items einer Skala (unter Berücksichtigung der Polung) definiert. Von diesen Skala-Rohwerten pro Proband bzw. Probandin wurden die Mittelwerte der zu untersuchenden Stichproben (Nichtleistungssportlerinnen, Leistungssportlerinnen, Nichtleistungssportler und Leistungssportler) berechnet. In den deskriptiven Tabellen zeigt sich, dass alle Differenzen normalverteilt sind, was einen unabhängigen t-Test zulässt. Die Annahmen des t-Tests (Unabhängigkeit, Varianzhomogenität und Normalverteilung) wurden kontrolliert und falls sie verletzt worden sind, wurde die angepasste Analyse verwendet, welche mit der Ungleichheit der Varianz umgehen konnte. Um die Hypothesen zu testen und um zu sehen, ob ein signifikanter oder ein zufälliger Unterschied in der Beurteilung des eigenen Körpers besteht, wurden sechs t-Tests durchgeführt. Der t-Test wurde zwischen Leistungsbeachsoccerspielenden und Nicht-Leistungsbeachsoccerspielenden, zwischen männlichen Leistungssportlern und männlichen Nichtleistungssportler, zwischen Leistungssportlerinnen und Nichtleistungssportlerinnen, zwischen allen Männern und allen Frauen, zwischen Leistungssportler und Leistungssportlerinnen sowie zwischen männlichen Nichtsportler und weiblichen Nichtsportlerinnen durchgeführt. Zusätzlich wurde ein Mehrfachvergleich zwischen den Body-Mass-Index-Kategorien „untergewichtig“, „normalgewichtig“ und „übergewichtig“ durchgeführt. Dieser Mehrfachvergleich wurde mit dem Post-Hoc-Test nach Bonferroni durchgeführt. Die Testpersonen kamen im allgemeinen mit dem Fragenbogen gut zurecht, vereinzelt rief die eingeschränkte, dichotome Antwortmöglichkeit „stimmt“ bzw. „stimmt nicht“ Entscheidungsnot hervor. Zudem kam es vor, dass gewisse sehr persönliche Fragen unbeantwortet blieben. Im Fall eines oder mehrerer fehlender Antwortkreuze wurde die Tendenz des Probanden oder der Probandin in der betreffenden Skala geklärt und das Kreuz stimmend zur Tendenz gesetzt. An dieser Stelle muss gesagt werden, dass dies nur bei vier weiblichen Testpersonen vorkam.

8. RESULTATE

8.1. Resultate zur ersten Fragestellung

Die erste Fragestellung „Welche Geschlechtsunterschiede gibt es in der Beurteilung des eigenen Körpers bei Leistungsbeachsoccerspielenden?“ kann mit den Mittelwerten aller Skalen und dessen p-Werte beantwortet werden.

Tabelle 5: Mittelwerte und Standardabweichung der männlichen und weiblichen Beachsoccerspieler/-innen

	Sportler (m)			Sportlerinnen (w)			t	df	p
	m	SD	n	m	SD	n			
Attraktivität/Selbstvertrauen	13.92	1.32	13	12.63	3.03	24	-1.46	35	0.04*
Akzentuierung des Erscheinungsbildes	7.15	2.54	13	6.96	2.35	24	-0.24	35	0.41
Unsicherheit/Besorgnis	2.07	1.85	13	3.37	2.28	24	1.76	35	0.04*
Körperlich-sexuelles Missempfinden	1.15	0.99	13	0.58	0.78	24	-1.94	35	0.03*

* signifikanter Unterschied

Drei von vier Körperdimensionen weisen signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei Leistungsbeachsoccerspielenden auf. Leistungssportler sind signifikant zufriedener mit ihrem Körper als Leistungssportlerinnen ($p=0.04$), empfinden aber ein signifikant grösseres körperlich-sexuelles Missempfinden als Leistungssportlerinnen ($p=0.03$). Die Leistungssportlerinnen sind signifikant unsicherer und besorgter um ihren Körper als Leistungssportler ($p=0.04$). In der Akzentuierung des Erscheinungsbildes ist kein signifikanter Unterschied feststellbar, obwohl die Leistungssportler einen höheren Mittelwert ($m=7.15$) als die Leistungssportlerinnen ($m=6.96$) aufweisen.

Um zu untersuchen, ob sich diese Geschlechtsunterschiede auch bei Nichtsportler/-innen bestätigen lassen, wurde ein t-Test der Mittelwerte zwischen den Männern und den Frauen, die keinen Leistungssport betreiben, durchgeführt.

Tabelle 6: Mittelwerte und Standardabweichung der männlichen Nichtsportler und weiblichen Nichtsportlerinnen

	Nicht-Sportler			Nicht-Sportlerinnen			t	df	p
	m	SD	n	m	SD	n			
Attraktivität/Selbstvertrauen	13.65	1.97	17	12.22	2.68	23	-1.86	38	0.04*
Akzentuierung des Erscheinungsbildes	6.70	2.74	17	7.43	1.75	23	1.03	38	0.16
Unsicherheit/Besorgnis	2.06	1.52	17	3.61	2.08	23	2.60	38	0.01*
Körperlich-sexuelles Missempfinden	0.24	0.56	17	0.96	0.88	23	2.96	38	0.00*

* signifikanter Unterschied

Auch bei den Nichtleistungssportlern sind signifikante Geschlechtsunterschiede feststellbar. Es sind die drei gleichen Körperdimensionen signifikant unterschiedlich wie bei den Leistungssportlern, jedoch sind nicht alle drei Körperdimensionen Geschlechtsidentisch unterschiedlich. Nichtleistungssportlerinnen sind signifikant weniger zufrieden mit ihrem Körper als Nichtleistungssportler ($p=0.04$). Nichtleistungssportlerinnen sind signifikant unsicherer und besorgter um ihren Körper als Nichtleistungssportler ($p=0.01$) und sie empfinden, anders als bei der Stichprobe der Leistungssporttreibenden, ein signifikant grösseres körperlich-sexuelles Missempfinden ($p=0.00$). Bei der Akzentuierung des Erscheinungsbildes gibt es auch hier keinen signifikanten Geschlechtsunterschied, obwohl die Frauen ihrem Körper ein bisschen mehr ($m=7.43$) Aufmerksamkeit schenken als die Männer ($m=6.70$).

8.2. Resultate zur ersten und zweiten Hypothese

Die erste Hypothese „Frauen, Leistungssportlerinnen und Nichtleistungssportlerinnen, beurteilen ihren Körper negativer als Männer, Leistungssportler und Nichtleistungssportler“ kann mit den Mittelwerten und dessen p-Wert der ersten Skala „Attraktivität/Selbstvertrauen“ untersucht werden.

In derselben Tabelle kann die zweite Hypothese „Beide Frauenstichproben schenken ihrem Körper mehr Aufmerksamkeit als beide Stichproben der Männer“ untersucht werden, anhand den Mittelwerten und dessen p-Wert der zweiten Skala „Akzentuierung des Erscheinungsbildes“.

Tabelle 7: Mittelwerte und Standardabweichung beider Stichproben der Frauen und beider Stichproben der Männer

	Frauen			Männer			<i>t</i>	<i>df</i>	<i>p</i>
	<i>m</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>m</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>			
Attraktivität/Selbstvertrauen	12.43	2.84	47	13.77	1.70	30	-2.33	75	0.01*
Akzentuierung des Erscheinungsbildes	7.19	2.07	47	6.90	2.62	30	0.54	75	0.29
Unsicherheit/Besorgnis	3.49	2.16	47	2.07	1.64	30	3.08	75	0.00*
Körperlich-sexuelles Missempfinden	0.77	0.84	47	0.63	0.89	30	0.67	75	0.26

* signifikanter Unterschied

Es sind zwei signifikante Unterschiede ($p<0.05$) zwischen den Männern und den Frauen festzustellen. Die Männer sind signifikant zufriedener mit ihrem Körper als die Frauen ($p=0.01$) und die Frauen sind signifikant unsicherer und besorgter über ihren Körper als die Männer ($p=0.00$). Bei der Akzentuierung des

Erscheinungsbildes sowie beim körperlich-sexuellen Missempfinden sind keine signifikanten Unterschiede festzustellen.

8.3. Resultate zur zweiten Fragestellung und dritten Hypothese

Die dritte Hypothese „Beide Geschlechter der Leistungssportler sind mit ihrem Körperbild tendenziell zufriedener als Nichtleistungssportler“ und die zweite Fragestellung „Gibt es Unterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers zwischen Leistungssportlern und Nichtleistungssportlern?“ kann mit den Mittelwerten und dessen p-Werte aller Skalen untersucht werden.

Tabelle 8: Mittelwerte und Standardabweichung der Leistungssportler und der Nichtleistungssportler

	Beachsoccer			Nicht-Beachsoccer			<i>t</i>	<i>df</i>	<i>p</i>
	m	SD	n	m	SD	n			
Attraktivität/Selbstvertrauen	13.08	2.62	37	12.83	2.48	40	0.44	75	0.33
Akzentuierung des Erscheinungsbildes	7.03	2.39	37	7.13	2.22	40	-0.19	75	0.43
Unsicherheit/Besorgnis	2.92	2.20	37	2.95	2.00	40	-0.07	75	0.48
Körperlich-sexuelles Missempfinden	0.78	0.89	37	0.65	0.83	40	0.68	75	0.25

Es sind keine signifikanten Differenzen in der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper zwischen Leistungsbeachsoccerspielenden und Nicht-Leistungsbeachsoccerspielenden festzustellen.

8.4. Resultate zu den BMI-Werten

Beim Mehrfachvergleich zwischen den Body-Mass-Index-Kategorien „untergewichtig“, „normalgewichtig“ und „übergewichtig“ und allen vier Körperdimensionen ist nur ein signifikanter Unterschied resultiert. Die Übergewichtigen (BMI > 25) sind signifikant unsicherer und besorgter mit ihrem Körper als normalgewichtige ($p=0.03$). Ansonsten haben sich bei dieser Analyse keine weiteren signifikanten Unterschiede gezeigt.

8.5. Resultate im Vergleich zu anderen Studien

Es liegen zwei Untersuchungen mit direkten Vergleichswerten der Mittelwerte vor, eine von Strauß & Richter-Appelt (1996) und eine von A. Daszkowski (2003).

Tabelle 9: Mittelwerte und Standardabweichung der Stichproben 2013, 2003 und 1993

	Stichprobe 2013			Daszkowski 2003			Strauss 1993		
	m	SD	n	m	SD	n	m	SD	n
Attraktivität/Selbstvertrauen	12.95	2.53	77	11.25	3.25	255	11.50	3.50	900
Akzentuierung des Erscheinungsbildes	7.08	2.29	77	6.95	2.35	254	7.50	2.60	900
Unsicherheit/Besorgnis	2.94	2.09	77	4.15	2.45	254	4.20	2.70	900
Körperlich-sexuelles Missempfinden	0.71	0.86	77	2.30	1.40	257	1.80	1.60	900

Diese Daten können nicht direkt in Bezug gesetzt werden, da kein t-Test durchgeführt werden konnte und weil in der Stichprobe 2013 nur 46 Items im Fragebogen getestet wurden und nicht 52. Trotzdem lässt sich eine Tendenz im Körperempfinden aufzeigen. Einen starken Unterschied ist in der Unsicherheit/Besorgnis zu erkennen, die Personen aus der Stichprobe dieser Arbeit sind weniger besorgt um ihr Körperbild als die Probanden vor 20 (Stichprobe „93“) und vor zehn Jahren. Sie sind auch leicht zufriedener mit ihrem Körper und empfinden ein weniger starkes körperlich-sexuelles Missempfinden als beide Stichproben von 2003 und 1993.

9. DISKUSSION

Die vorliegenden Resultate machen sowohl eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten als auch von geschlechtsbezogenen Unterschiede in der Wahrnehmung des eigenen Körpers deutlich. Eines der Ziele war herauszufinden, ob es Unterschiede zwischen Leistungssportlern und Nichtleistungssportlern in der Beurteilung des eigenen Körpers gibt. Die Resultate zeigen, dass es keine Unterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers zwischen Männern und Frauen die Leistungssport betreiben und Männern und Frauen die keinen Leistungssport betreiben gibt. Beide Stichproben nehmen ihren Körper sehr ähnlich wahr. Demzufolge gibt es auch keine signifikanten Unterschiede innerhalb der Geschlechter, bei Sportlern und Nichtsportlern bzw. Sportlerinnen und Nichtsportlerinnen. Einzig beim körperlich-sexuellen Missempfinden weisen die Sportler einen signifikant höheren Wert auf als Nichtsportler.

Ein weiteres Ziel war herauszufinden, ob ein Geschlechterunterschied in der Beurteilung des eigenen Körpers zwischen Leistungsbeachsoccerspieler und Leistungsbeachsoccerspielerinnen festzustellen ist. Die Resultate zeigen, dass Geschlechtsunterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers vorhanden sind. Sportlerinnen beurteilen ihren Körper negativer als Sportler, sie sind unsicherer und besorgter um ihren Körper. Die Sportler empfinden überraschenderweise ein höheres körperlich-sexuelles Missempfinden als die Sportlerinnen. Diese Geschlechtsunterschiede lassen sich auch zwischen Männern und Frauen, die keinen Leistungssport betreiben, bestätigen. Die Frauen sind unzufriedener mit ihrem Körper und haben ein geringeres Selbstvertrauen als die Männer und die Unsicherheit / Besorgnis ihrem Körper gegenüber ist höher als bei den Männern.

Die erste Hypothese „Frauen, Leistungssportlerinnen und Nichtleistungssportlerinnen, beurteilen ihren Körper negativer als Männer, Leistungssportler und Nichtleistungssportler“ kann also bestätigt werden. Die zweite Hypothese „Beide Frauenstichproben schenken ihrem Körper mehr Aufmerksamkeit als beide Stichproben der Männer“ muss verworfen werden. Die Resultate zeigen, dass die Frauen ihrem Körper nicht signifikant mehr Aufmerksamkeit schenken als die Männer. Im Gegenteil, die Leistungssportler weisen bei der Akzentuierung des Erscheinungsbildes einen höheren Wert auf als die Leistungssportlerinnen.

Die dritte Hypothese „Beide Geschlechter der Leistungssportler sind mit ihrem Körperbild tendenziell zufriedener als Nichtleistungssportler“ muss verworfen werden.

Es scheint also, dass der Sport, d.h. der Leistungssport, den Akteuren und Akteurinnen nicht die prophezeite Ich-Stabilität und Selbstverwirklichung verleiht. Es wurde erwähnt, dass die Menschen heutzutage nicht trainieren, um später direkt verwertbare Arbeitsvollzüge besser absolvieren zu können, sondern vielmehr, um ihrem Körper zu formen und zu modellieren, gezielt auf der Grundlage sportiver Körper- und Personenideale. Es kann kritisch hinterfragt werden, ob die sportliche Betätigung mit dem einzigen Ziel der Körpermanipulation (beispielhaft durch Aktivitäten im Fitnessstudio) als Sport bezeichnet werden kann. Denn bei dieser Ausübung fehlen wichtige Bedeutungsaspekte, die wir der sportlichen Betätigungen zuschreiben: Sport ist verbunden mit Spass an der Bewegung, Sport ist eine soziale Aktivität, Sport kann ausserdem betrieben werden, um Erfolg zu haben oder auch um andere zu besiegen, Sport ist eine Weise des Spielens. Sportliche Betätigung muss nicht alle diese Aspekte aufweisen, aber die eindimensionale Konzentration auf die Erlangung eines gerade aktuellen Körperideals scheint nicht überzeugend, wirklich von Sport sprechen zu können. Natürlich kann es sich ergeben, dass das Ziel, den Körper zu formen, in den Hintergrund tritt und der Spass an der Bewegung und an der Aktivität mit anderen an Bedeutung gewinnt. Doch die Absicht der Körpermanipulation bleibt bestehen. Diese Beobachtung trifft auf die Sportart Beachsoccer jedoch nicht zu. Denn Beachsoccer ist eine Sportsportart und Spiele werden (auch) grundlos und aus purer Freude gespielt. Möglicherweise bestehen Unterschiede in den Handlungszielen von Beachsoccerspieler und -spielerinnen und anderen Sport- bzw. Fitnesstreibenden. Leistungssportler und Leistungssportlerinnen sind nicht zufriedener mit ihrem Körperbild als nicht Leistungssporttreibende. Das Ziel von Beachsoccerspielenden ist möglicherweise nicht vorrangig, gut auszusehen, sondern sich gut zu fühlen und Spass zu haben. Die Einzigartigkeit, die erbrachten Leistungen, die Aufmerksamkeit, die Gruppenzugehörigkeit und den knappen Zutritt in die Nationalmannschaft machen also den gesellschaftlichen „Körperboom“ nicht wett. An dieser Stelle muss jedoch das Messinstrument kritisch hinterfragt werden. Der FBcK misst die vier Körperdimensionen, welche die Wahrnehmung und Beurteilung des eigenen

Körpers betreffen, gänzlich aus der „Körperperspektive“, wohingegen das bewegungszentrierte Körperbild ausser Acht gelassen wird. Wie in Tabelle 1 dargestellt, befindet man sich im Bereich der Subkategorie „Körpererleben“ des Körperbildes, mit persönlichkeitspsychologischem Ansatz. Da stellt sich die Frage, ob dieses Messinstrument das Richtige ist, um eine klare Ursachenanalyse über das Körperbild von Leistungssportlern durchzuführen. Folglich darf bei der Aussage: „Der Leistungssport verleitet den Akteuren und Akteurinnen nicht die prophezeite Ich-Stabilität und Selbstverwirklichung“ nur von einer Annahme gesprochen werden.

Wie lassen sich die Geschlechtsunterschiede in der Beurteilung des eigenen Körpers erklären? Warum ist das Körperkonzept der Männer positiver ausgeprägt als jenes der Frauen? Ein Erklärungsversuch ist, dass wie eingangs bereits erläutert, die Frauen differenziertere Einstellungen und Vorstellungen bezüglich ihres Körpers haben als Männern. Frauen sind sensibler als Männer gegenüber körperlichen Veränderungen und Schwankungen. Diese Antwort muss aber mit Vorsicht genossen werden, denn die resultierenden Standardabweichungen zeigen, dass die Frauen in beiden Stichproben (alle Frauen und nur Leistungssportlerinnen) nur in zwei Körperdimensionen höhere Standardabweichungen haben, nämlich in den Skalen „Attraktivität/Selbstvertrauen“ und „Unsicherheit/Besorgnis“. Die grössere Zufriedenheit mit dem Körperbild der Männer muss also anders erklärt werden. Eine Vermutung ist, dass Menschen mit Dingen, Sachverhalten oder eben auch dem Körper zufrieden sind, die für sie selbstverständlich sind. Zufriedenheit in diesem Sinne wäre dann eher als Indiz für Selbstverständlichkeit zu interpretieren. Dies erklärt aber immer noch nicht die Geschlechtsunterschiede. Es wurde erläutert, dass Frauen in unserer Gesellschaft viel intensiver auf ihre Figur achten müssen als Männer, da die physische Attraktivität für die Frauen ein wichtiges Kriterium für ihren Erfolg darstellt. Daraus resultiert, dass von Frauen kaum noch uneingeschränkte Zufriedenheit mit ihrem Körperbild erlebt werden kann. Demgegenüber besteht für Männer keine zwingende Notwendigkeit, sich mit ihrem Körperbild differenziert auseinanderzusetzen. Dieser Erklärungsversuch wird durch die Resultate in der Skala Akzentuierung des Erscheinungsbildes abgeschwächt: Die Männer schenken ihren Körpern fast gleich viel Aufmerksamkeit wie die Frauen. Trotz-

dem kann der „Zwang“ der physischen Attraktivität der Frau nicht ausser Acht gelassen werden.

Beachsoccer ist eine Sportart, die tendenziell den männlichen stereotypischen Körpermerkmalen entspricht. Es sind Muskeln, Kraft, Athletik und Schnelligkeit erforderlich. Und die Sportart entspricht auch tendenziell den männlichen stereotypischen Geschlechtsmerkmalen. Es sind Aggressivität, Mut, Durchsetzungswille, Sieges- und Leistungswille und aber auch Teamgeist erforderlich. Da stellte sich die Frage, ob Beachsoccerspielerinnen unzufriedener mit ihrem Körper sind, weil sie nicht, oder weniger, den typischen weiblichen Körper- und Geschlechtsmerkmalen entsprechen. Die Resultate zeigen, dass dies nicht der Fall ist. Leistungssportlerinnen nehmen ihren Körper sehr ähnlich wahr wie Nichtleistungssportlerinnen und beurteilen ihn auch sehr ähnlich. Die geringere Zufriedenheit mit dem Körperbild ist also „typisch weiblich„. Nichts desto trotz heisst das, dass Frauen, die einen „männlichen“ Sport ausüben, sich unbeeindruckt von (immer noch) herrschenden Weiblichkeitsstereotypen zeigen und nicht unzufriedener sind als Frauen, die keine „männliche“ Sportart ausüben. Das führt zu der Annahme, dass die Akzeptanz von Frauen in „Männersportarten“ gestiegen ist und dass das Körperbild von Frauen in Männersportarten nicht unter dem Aspekt der traditionellen Körper- und Sportartenklischees leidet.

Durch den Vergleich mit den Normwerten, der zwei Studien von Strauss & Richter-Appelt (1996) und Daszkowski (2003), lässt sich sagen, dass die befragten Personen grösstenteils zufrieden sind mit ihrem Körperbild. Diese Tatsache steht im Widerspruch zu der in der Theorie formulierten Annahme, dass das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper immer komplizierter wird, weil der Körper zu einem reflexiven Identitätsprojekt gemacht wird und weil die Werte und Normen unserer Gesellschaft zu einer Kompensation im Körperlichen animiert. Die Daten zeigen, dass die Menschen vor 20 wie auch vor zehn Jahren nicht zufriedener waren mit ihrem Körperbild als heutzutage. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass nur ein Vergleich der Mittelwerte möglich war, weil die Rohwerte beider Vergleichsstudien nicht zur Verfügung standen.

Unter Berücksichtigung aller Resultate kann zusammengefasst gesagt werden, dass die Frauen ihren Körper als weniger attraktiv beurteilen und ein geringeres Selbstvertrauen haben als die Männer und dass diese Wahrnehmung des eigenen Körpers ein Geschlechtsunterschied darstellt und kein „Leistungs- / Nichtleistungssportunterschied“. Es scheinen keine grossen Veränderungen in den traditionellen Geschlechterklischees innerhalb der somatischen Kultur in Richtung einer Auflösung im Gange zu sein, weder bei Leistungssportlern, noch bei Nichtleistungssportlern.

Die kleinen Befragungsgruppen können als Schwäche dieser Studie erachtet werden. Die Problematik war, dass es keine höhere Anzahl von leistungsbeachsoccerspielenden Personen in der Schweiz gibt. Das Messinstrument muss auch kritisch begutachtet werden. Der Fragebogen ist zwar einfach zu erheben, für die Probanden verständlich und die Auswertung der Daten klar. Der Fragebogen weist aber auch Nachteile auf, was sich unter anderem in den eher tiefen Reliabilitätswerten der Skalen zeigt. Ohne das Item 1 „Es ist mir unangenehm, wenn andere mir ansehen, was in mir vorgeht“ der vierten Skala wäre der Reliabilitätswert um einiges höher. Das Messinstrument muss, wie bereits erläutert, auch aus der Sicht der Dimensionen, die untersucht werden, kritisch betrachtet werden. Zusätzlich gehen bei einer Fragebogenuntersuchung Einzelheiten verloren, da die dichotome Antwortmöglichkeit zu einer Entscheidung zwingt und sich die subtilen Aspekte der Körpererfahrung sprachlich schwierig umzusetzen lassen. Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass bei der Beantwortung von Fragebögen „geschummelt“ werden kann, sei es bei den Antworten oder bei Körperangaben wie Körpergewicht.

Diesbezüglich ist das Leistungsniveau der Sportler, als Nationalspieler und Nationalspielerinnen, als Stärke dieser Studie zu nennen. Sie repräsentieren innerhalb des mikrosoziologischen Untersuchungsfeldes des Leistungssports die Sportart Beachsoccer. Die Beachsoccer-Nationalspielerinnen wurden in dieser Arbeit als Leistungssportlerinnen betrachtet, weil sie das Land Schweiz an internationalen Wettkämpfen vertreten. Doch die internationalen Wettkämpfe für die Frauen basierten bis anhin nur auf Testspielen, die Beachsoccerspielerinnen haben noch nie einen Ernstkampf auf internationalem Niveau bestritten. Es wurde erläutert, dass die weibliche Nationalmannschaft noch in der Aufbaupha-

se und noch nicht professionalisiert ist. Demzufolge zeigen Beachsoccer-Nationalspielerinnen keinen vergleichbaren Trainingsaufwand auf wie andere Nationalspielerinnen oder internationale Athletinnen. Möglicherweise würden andere Leistungssportlerinnen ihren Körper ähnlicher beurteilen wie ihre männlichen Pendants.

Insgesamt lassen die Resultate erkennen, dass Geschlechtsunterschiede oder Unterschiede in der somatischen Kultur von Leistungssportlern nur durch differenzierte Analysen zu erklären sind. Die vorliegende Arbeit bietet eine erste Annäherung im Forschungsfeld der Körperwahrnehmung im Leistungssport. Um differenziertere und beweissicherere Aussagen machen zu können, weiss man immer noch zu wenig. Einen weiteren Schritt in der sozialpsychologischen Körperforschung wäre, weitere Leistungssportler zu befragen und Daten, eventuell anhand der Interviewmethode, für die Ursachenanalyse zu generieren. Jene Daten könnten für die Beweislage des konzipierten Theoriekonzeptes benutzt werden.

Persönliche Erklärung

„Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig, ohne unerlaubte fremde Hilfe angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäss aus Veröffentlichungen oder aus anderweitig fremden Quellen entnommen wurden, sind als solche kenntlich gemacht.“

Ort, Datum

Unterschrift

Urheberrechtserklärung

„Die Unterzeichnende anerkennt, dass die vorliegende Arbeit ein Bestandteil der Ausbildung, Einheit Bewegungs- und Sportwissenschaften der Universität Freiburg ist. Sie überträgt deshalb sämtliche Urhebernutzungsrechte (dies beinhaltet insbesondere das Recht zur Veröffentlichung oder zu anderer kommerzieller oder unentgeltlicher Nutzung) an die Universität Freiburg.“

Die Universität darf dieses Recht nur im Einverständnis der Unterzeichnenden auf Dritte übertragen.

Finanzielle Ansprüche der Unterzeichnenden entstehen aus dieser Regelung keine.

Ort, Datum

Unterschrift

Literaturverzeichnis

Bücher

Bette, K.-H. (2011). *Sportsoziologische Aufklärung*. Bielefeld: transcript Verlag.

Daszkowski, A. (2003). *Das Körperbild bei Frauen und Männern*. Evolutionstheoretische und kulturelle Faktoren. Marburg: Tectum Verlag.

Gugutzer, R. (2004). *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript Verlag.

Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B. (2006). *Handbuch Sport und Geschlecht*. Schorndorf: Hofmann-Verlag.

Klein, G. (2008). Körper- und Bewegungspraktiken im Sport der Moderne. In Weis, K. & Gugutzer, R. (Hrsg.). *Handbuch Sportsoziologie* (S. 257-265). Schorndorf: Hofmann-Verlag.

Kunz, D. (2000). Körper und Sinn. In Krüger, M. (Hrsg.), *Sportpädagogik* (S. 184 – 197). Wiebelsheim: Limpert Verlag GmbH.

Lamprecht, M., Fischer, A. & Stamm, H.P. (2008): Sport Schweiz 2008: Das Sportverhalten der Schweizer Bevölkerung. Magglingen: Bundesamt für Sport BASPO.

Steins, G. (2007). *Sozialpsychologie des Körpers*. Wie wir unseren Körper erleben. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.

Wopp, C. (2006). *Handbuch zur Trendforschung im Sport*. Aachen: Meyer & Meyer Verlag.

Zeitschriftenartikel

Alfermann, D. (1995). Geschlechtsunterschiede in Bewegung und Sport: Ergebnisse und Ursachen. *Psychologie und Sport*, 2, 2-14.

Bette, K.-H. (1993): Sport und Individualisierung. In: *Spectrum der Sportwissenschaften*, 5 Jg., Heft 1, 34-55.

Baur, J. (1988). Über die geschlechtstypische Sozialisation des Körpers. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Entwicklungssoziologie*, 8, 152-160.

Gugutzer, R. (2004). Trendsport im Schnittfeld von Körper, Selbst und Gesellschaft. Leib- und körpersociologische Überlegungen. *Sport und Gesellschaft, Jahrgang 1, Heft 3*, 219-243.

Meuser, M. (2004). Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. *Sport und Gesellschaft, Jahrgang 1, Heft 3*, 197-218.

Meyer, H. (1975). Der Sport als Medium der Selbstverwirklichung und Entfremdung. *Zeitschrift für Soziologie, Jg. 4, Heft 1*, 70-81.

Mrazek, J. (1983a). Zufriedenheit mit dem eigenen Körper. In W. Decker & M. Lämmer (Red.), *Kölner Beiträge zur Sportwissenschaft. Band 12* (S. 155-174). Sankt Augustin: Richarz.

Müller-Koch, U. (2007). Körperlichkeit, Glück und Sport – philosophische Perspektiven. *Interfakultäres Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, Tübingen. SpW 37. Jg, 2007, Nr. 1*.

Strauss, B. & Appelt, H. (1983). Ein Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers, *Diagnostica 29: 145-164*.

Strauß, B. & Richter-Appelt, H. (1996). *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers (FBek), inkl. Handbuch* (S. 1-34). Göttingen: Hogrefe.

Villa, P. (2007). Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. *soFid. Kultursoziologie und Kunstsoziologie 2007/2*. Universität Hannover.

Internet

Schwier, J. (n.d.). *Sport und Individualisierung*. Zugriff am 15. Januar 2013 auf <http://www.uni-giessen.de/~g51039/vorlesungX.htm>

Alfermann, D. (n.d.). *Geschlechterforschung im Sport. Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung*. Zugriff am 03. April 2013 auf http://www.uni-leipzig.de/~fragen/uploads/media/Dorothee_Alferman_Geschlechterforschung_im_Sport.pdf

Anhang 1

Strauß, B. & Richter-Appelt, H. (1996). *Fragebogen zur Beurteilung des eigenen Körpers* (FBeK). Göttingen: Hogrefe.

FBeK

Soziologische Untersuchung zum Körperbild im Leistungsbeachsoccer

Bei diesem Fragebogen geht es um deinen Körper, d.h. wie du ihn wahrnimmst und empfindest, womit du zufrieden oder aber nicht zufrieden bist.

Deine persönlichen Daten werden vertraulich behandelt, nur für diese Untersuchung benutzt und absolut anonym bleiben.

Name, Vorname: _____ Datum: _____

Spieler/-in seit: _____ Geschlecht: _____

Verein: _____ Jahrgang: _____

In der Nationalmannschaft seit: _____ BMI*: _____

An welchen Wettkämpfen hast du bereits teilgenommen? (Mehrfachantworten möglich.)		
Olympische Spiele	<input type="checkbox"/>	
Weltmeisterschaft	<input type="checkbox"/>	
Europameisterschaft	<input type="checkbox"/>	
Schweizermeisterschaft	<input type="checkbox"/>	
Welche Position spielst du?		
Torwart	<input type="checkbox"/>	
Verteidigung	<input type="checkbox"/>	
Mittelfeld	<input type="checkbox"/>	
Sturm	<input type="checkbox"/>	

BMI: Körpermasseindex. Maßzahl für die Bewertung des Körpergewichts in Relation zu seiner Körpergröße. Berechnung: Kg / m^2 (Gewicht in Kg geteilt durch Körpergröße in Meter im Quadrat).

Lese bitte die auf den folgenden zwei Seiten aufgeführten Aussagen durch und entscheide, ob für dich die jeweilige Aussage stimmt oder aber nicht stimmt und mache ein Kreuz in eines der beiden Kästchen.

Bei einigen Aussagen wird es dir manchmal schwerfallen sich hierzu zustimmend oder ablehnend zu verhalten. Versuche dich dennoch möglichst spontan auf das festzulegen, was dir als erstes in den Sinn kam.

		stimmt	stimmt nicht
1.	Es ist mir unangenehm, wenn andere mir ansehen, was in mir vorgeht	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2.	Ich nehme mir Zeit für Körperpflege	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3.	Ich kann mich auf meinen Körper verlassen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4.	Ich bin mit meinen Geschlechtsmerkmalen zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5.	Ungewöhnliche Körperreaktionen machen mir schnell angst	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6.	Wenn mich etwas beunruhigt, greift es stark auf meinen Körper über	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7.	Viele Leute machen zuviel Aufhebens um ihren Körper	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8.	Ich neige dazu, meinen Körper zu verbergen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
9.	Die äussere Erscheinung sagt viel über einen Menschen aus	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
10.	Die Vorstellung, andere sehen mich nackt, bereitet mir Unbehagen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
11.	Ich stosse oft irgendwo gegen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12.	An meiner Haltung und an meinem Gang kann man meine Stimmung gut ablesen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
13.	Häufig entsprechen meine sexuellen Erlebnisse nicht meinen eigentlichen Bedürfnissen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
14.	Ich schaue häufig in den Spiegel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
15.	Ich bin mit meinem Gewicht und mit meiner Grösse zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
16.	Mein Äusseres hat mich schon daran gehindert, mit anderen in Kontakt zu kommen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
17.	Ich reagiere stark auf die körperliche Ausstrahlung von anderen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
18.	Ich wünsche mir einen anderen Körper	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
19.	Ich betrachte mich oft und gern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
20.	Ich bin mit meinem Aussehen zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
21.	Körperliche Belastungen verkrafte ich gut	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
22.	Ich lasse mich nicht gern berühren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
23.	Es verunsichert mich, wenn irgend etwas an meinem Äusseren nicht so ist, wie es sein sollte	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
24.	Ich zwingen mich oft dazu, ruhig zu werden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
25.	Ich bin mit meiner Figur zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
26.	In der Sexualität bin ich oft wie blockiert	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

		stimmt	stimmt nicht
27.	Wenn ich nicht gut aussehe, fühle ich mich unwohl	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
28.	Ich bin attraktiv	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
29.	Ich weiss oft nicht, wo ich mit den Händen hin soll	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
30.	Mein Körper macht oft, was er will	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
31.	Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass andere mich anziehend finden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
32.	Manchmal habe ich Wut auf meinen Körper	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
33.	Ich berühre mich oft sehr liebevoll	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
34.	Ich mache mir Sorgen um meine Gesundheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
35.	Oft denke ich, ich könnte mich verletzen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
36.	Ich wünsche mir oft, mehr zu empfinden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
37.	Ich bin mit meinem Körper zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
38.	Ich reagiere sensibel auf Körpergeruch	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
39.	Manchmal verspüre ich Ekel mir selbst gegenüber	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
40.	Ich weiss, dass andere mich gern betrachten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
41.	Ich kenne es, dass der Körper wie abgestorben ist	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
42.	Ich fühle mich in meinem Körper zuhause	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
43.	Ich bin stolz auf meinen Körper	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
44.	Mein Aussehen ist mir wichtig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
45.	Ich bin oft tolpatschig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
46.	Ich bin mit meinen sexuellen Empfindungen zufrieden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Vielen Dank für das Ausfüllen des Fragebogens.

Bemerkungen:

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....